Lec. 1878

M 5508.

Reine Wahrheiten

Reine Wahrheiten

vom

Verfaßer der Wahrscheinlichkeiten.

Johann Jacob Fezer

Occultari potest ad tempus veritas non vinci.

St. Augustin.

Stralsund 1786.

Storage
182

Wehe dem Schriftsteller, der seinem Jahrhunderte schmeichelt, und es vollends einschläfern hilft: — der ihm weiß macht, daß seine Stirne von Gesundheit glänzet, indeßen der Krebs seine Glieder zerfrißt.

Mercier.

Für die Leser

der

Wahrscheinlichkeiten,

und der

reinen Wahrheiten.

Alles, was im Vorbericht zu den Wahrscheinlichkeiten stehet, findet auch hier wieder seine Anwendung: und wenn ich weiter nichts, als dies, zu sagen hätte, daß ich kein Oesterreicher bin; daß es mir für meine eigene Person gleichgültig sei, ob die österreichische Reformen zum Nuzen oder Schaden der Unterthanen abzielen; daß ich, so wie in den Wahrscheinlichkeiten, also auch hier, ganz in dem Ton des menschenliebenden Weltbürgers, vielleicht bald zu gelinde, bald aber zu bitter gesprochen habe — wenn ich nur dies und sonst nichts zu erinnern hätte: so könnte ich meinem beklemmten Herzen, ohne weitere Umschweife,

Luft machen, und mich also gleich jener Bemerkungen entledigen, bei denen ich mich nur darüber wundere, daß sie zum Theil noch gar keiner Aufmerksamkeit auf einheimischem Boden sind würdig geachtet worden.

Wenn man die ansehnliche Namenslisten der Wiener-Autoren seit der Erscheinung des Neujahrsgeschenkes bis zum Faschingskrapfen, vom Osterei bis zu den, an manchen Stellen partheiischen, Schilderungen zweier Reisenden — und vermuthlich sind noch nicht alle bekannt, welche einen Freipaß zum Parnaße zu haben wähnen oder wirklich besizen — wenn man, sage ich, diese zahlreiche Menge Schriftsteller bedenkt, zugleich aber auch dasjenige in Erwägung zieht, was sie bearbeitet und — noch nicht einmal berührt haben: so möchte man beim Barte Muhameds schwören, daß keiner von allen — Patriot sei. —

Doch, wozu dieser unzeitige Eifer! Ich wolte mich ja nur darüber erklären, warum ich nicht ohne Vorrede zu meinem Vorsaz, reine Wahrheiten zu schreiben, geschritten bin.

Zudem

Zudem käme es ja noch darauf an, ob nicht etwa der einheimische Patriotismus die nämlichen Gegenstände, worüber der unbefangene Ausländer schreibt, zum Nachtheil der reinen Wahrheit, partheiisch betrachtet haben würde. Ich laße dieß dahin gestellet seyn, und gehe nun zu meinem Vorhaben über.

Daß über die **Wahrscheinlichkeiten** eine **Prüfung** erschienen, ist bekannt: daß mir aber der Verfaßer dieser Prüfung bei den meisten Stellen aus dem Herzen gesprochen, ganz so geredet, wie ich vielleicht selbst geredet haben würde, hätte ich sonst über meine Schrift einen Kommentar liefern wollen — dies ists, was ich diesem Ungenannten hiemit unter der wärmsten Dankeserstattung offentlich zu sagen, und ihm dabei noch die Versicherung zu eröfnen habe, wie sehr er mich ihme verbunden machte, wenn er auch in andern Fällen meine Texte eben so bieder und glücklich zu zergliedern sich die Mühe nehmen wolte, als er es für diesmal zu thun die Gefälligkeit hatte.

Zwar scheints der Verfaßer der Prüfung der Wahrscheinlichkeiten habe aus Vorsaz mehr freundschaftliche Nachsicht mit mir tragen, als die schriftstellerische Strenge gegen mich vorwalten laßen wollen; ich mus auch gestehen, daß ich diese Gelindigkeit eben so wenig verdient hätte, als ich die Galle verdient zu haben mir bewußt bin, womit mich ein blauer Esel zu begeifern suchte: weil aber der Vater dieses langohrigten Wunderdings mit Friedeln im nämlichen Fall ist, als dieser, aufgebracht über seine Portion am Neujahrsgeschenk, über den vermeinten Verfaßer so lieblos zu Felde zog, daß er darüber beinahe dem ganzen Schwabenlande das Gehirn abgesprochen hätte, und es gleichwohl an deme ist, daß der Stifter des Neujahrgeschenks eben so sicher ein gebohrner Wiener ist, als gewiß mancher Schwabe seinen verschmähten Kopf weder mit dem Mond- und Höllenbriefler, noch viel weniger mit dem aufgeblasenen Onkel des blauen Esels zu vertauschen geneigt seyn dürfte; so gehe ich für jezt über die Eselsfarzen des leztern hinweg, weil ein blauer Esel doch immer — nur ein Esel ist.

Inzwischen kann ich nicht umhin, über ein und andere Stellen der Wahrscheinlichkeiten diejenige Widersprüche zu berichtigen, die einige meiner Freunde entdeckt zu haben glauben, und mir zur Erörterung gefälligst mittheilten. — Ich finde es desto nöthiger, diese Berichtigung öffentlich bekannt zu machen, weil ich nicht ohne Grund besorge, daß die nemliche Stellen auch andern meiner Leser möchten auffallend zu seyn geschienen haben, so wenig sie es auch immer sind, wenn man mir weder schiefe Absichten unterleget, noch den Gesichtspunkt vergißt, woraus sich die allenfalsige Zweifel von selbst lösen lassen, oder wohl gar niemals erscheinen können.

In dem Vorbericht an den Leser ist eine Stelle nicht einem allein, sondern mehrern bedenklich gewesen: sie lautet also: „Er, der Verfasser, tadelt die Intoleranz: und weil sein Religionssistem von allen drei im römisch-deutschen Reich gesezlich gebilligten christlichen Sekten in manchen Säzen abweichend ist: so meint er eben deßwegen, daß sein Eifer für Duldung die reinste Quelle habe.“ —

Ich hätte nie gemeint, daß diese Stelle weder von Jemand würde anstößig gefunden, noch die Schlußfolge bezweifelt werden, die darinn auf Toleranz gezogen ist. — Meine Korrespondenten sollen nun selbst sprechen:

„Sagen Sie mir, schreibt der eine, wie muß man den nennen, welcher zwar ein Christ sein will, in seinem eigenen Religionssistem aber von allen drei christlichen Sekten abgeht? — Sie werden antworten, man müße ihn einen Freigeist heißen! — Nun aber frage ich Sie, wie verträgt sichs miteinander, ein Freigeist zu seyn, und ein ächter Christ seyn zu wollen, der, als ein solcher, das wirklich zu glauben verpflichtet ist, was der Stifter dieser Religion und seine Apostel gelehret haben? — Und dann, wie ist es je möglich, daß derjenige, welcher in Ansehung seiner Gesinnungen, besonders in Glaubenssachen, von allen drei christlichen Religionspartheien nichts annimmt, und also seinen Gesinnungen nach wirklich intolerant ist — wie ist es möglich, daß dieser der Toleranz selbst das Wort reden kann? — Und wie kann wohl

deßen

deßen Eifer für Duldung aus der reinsten Quelle flieſſen?“

Mein Freund, der, wie man sieht, in seinen Schlüßen nicht völlig konsequent ist, erlaubt sichs, mir eine, ihm selbst gefällige, Antwort in den Mund zu legen, die mich desto gewißer in seine Falle bringen solte: ich bin aber so frei, demselben aufrichtig zu erklären, daß er nicht nur mit einem selbstgemachten Schattenbilde fechte, sondern auch, wenn seine Voraussezung in Absicht auf mein vermeintlich freigeistiges Sistem gegründet wäre, seine daraus gezogene Folgerung kein Quentchen mehr Gewicht erlangte. Ich will mich noch deutlicher erklären.

Wenn ich sage, daß mein Religionssistem von allen drei im römisch-deutschen Reich gesezlich gebilligten christlichen Sekten in manchen Säzen abweichend sei, so folgt hieraus nichts weniger, als der Begrif eines Freigeists: deßen nicht zu gedenken, daß derjenige, welcher in manchen Säzen anderer Meinung ist, es auch in allen seyn müße. — Gesezt ich

wäre ein Katholik: würde ich wohl aufhören ein guter Christ zu seyn, wenn ich ein Märchen von Nepomuk, dem Wunderthäter, und tausend ähnliche Lügen nicht glaubte? — Was solte es mir schaden, wenn ich an Freytägen mein Stückchen Fleisch äße, und dabei den Ausspruch des uneigennüzigsten Religionsstifters „Was zum Munde eingehet, verunreinigt den Menschen nicht“ dem beutelschneiderischen Pfaffengebot vorzöge? — Solte man mich wohl von der christlichen Gesellschaft mit Recht verbannen dörfen, wenn ich die unschuldige Meinung von meinem Schöpfer hegte, daß er weder an Rosenkranz, noch an einem Gepläre in fremder Sprache, wohl aber daran eine Freude habe, wenn man ihn im Geist und in der Wahrheit anbete? Würde ich etwa wohl eine Todsünde begehen, wenn ich zu meinem Gott das Vertrauen eines Kindes hätte, er werde mein Gebet ohne Fürsprache irgend eines Heiligen oder einer begnadigten Matrone erhören und gewähren? — Denn

Ich weiß es ja, daß um des Menschen Bitte
Zu prüfen, Gottes Weisheit keinen Rath,

Und

Und um sie zu gewähren, seine Güte
Nicht einen fremden Antrieb nöthig hat.

Auch fürchte ich nicht, ein Schlachtopfer des kleinen oder großen Bannes zu werden, wenn ich behauptete, daß die Benennung der alleinseeligmachenden Kirche sich mit dem geistlichen Denkspruche — Verdammet nicht, damit ihr nicht auch verdammet werdet — so wenig vertrage, als das Licht mit dem Schatten.

Gesezt ich bin ein Protestant, schadets wohl meinem Bekänntniße, wenn ich der Meinung bin, es sei unbillig, die sogenannte simbolische Bücher, bevor man sie geprüft, beschwören zu müßen, weil dieses zwar den Lehrbegriff sich beständig gleich erhält, dabei aber das Forschen nach Wahrheit erstickt, insofern man beständig beim alten bleibt, das eben nicht immer das Beste ist? —

Könnte ich wohl um deßwillen kein guter reformirter Christ seyn, wenn ich eine unvermeidliche Gnadenwahl Gottes mit seiner allgemeinen Vatersgüte nicht zu reimen wüßte? —

All'

All' dies, glaube ich, würde meinem Christenthum nichts verschlagen, weil ich deßwegen doch dem gröſten und vornehmſten Gebote — Gott und den Nächſten zu lieben — völlig treu verbleiben könnte. —

Mithin ergiebt ſich aus dieſen Beiſpielen die Unſtatthaftigkeit der jenſeits gemachten Folgerung, daß derjenige, welcher in manchen Säzen von den drei, im deutſchen Reiche geſezlich gebilligten chriſtlichen Religionsſiſtemen abweicht, ein erklärter Freigeiſt ſei, inſofern er ja nur die Spreu vom Weizen ſondert. — Die engliſche und griechiſche Kirche ſind im deutſchen Reich nicht geſezlich gebilligt: und doch wird Niemand ſagen, daß die Anhänger ſelbiger Kirchen lauter Freigeiſter, wenigſtens keine gute Chriſten ſind, obgleich auch ſie in manchen Säzen von Katholiken und Proteſtanten abweichen. Denn, daß ich in manchen Säzen anderer Meinung bin, beweißt eben ſo wenig daß ich es in allen bin, oder daß ich den Namen eines Freigeiſts verdiente, als gewiß die ſogenannte Eklektiker noch immer Philoſophen bleiben, ob ſie gleich we-

weder die pythagorische Lehrsäze, weder die des Aristoteles, noch jene des Epikurs — durchaus annahmen, sondern nur überall das für ihre Meinung ausgaben, was sie in andern Lehrgebäuden brauchbar gefunden, und durch eigene Untersuchung gleichsam zu ihrem eigenen Werke gemacht hatten.

Soviel von dem, was aus meinen Worten folgt, und was daraus nicht folgt. — Aber nun bleibt noch immer die Frage übrig, ob der Begriff eines Freigeists mit dem Begriff eines guten Christen eben so wenig zu vereinen sei, als zwei gleichnamige Pole der Magnetnadeln? — Und ob aus dem Begriff eines Freigeists, wenn er sich auch mit dem Begriff eines Christen nicht vertrüge, die Intoleranz nothwendig folge?

Freigeist ist ein Wort, das bald im guten, bald aber im widrigen Sinne genommen werden kann. Im ersten Fall zeiget es einen Mann von freiem Geiste an, der ohne vorangegangene Prüfung durch Vernunftschlüße nichts annimt, mithin auch dasjenige einer Unter-

su-

suchung werth hält, was entweder andere blindlings glauben, weil sie es von andern so gehört haben, oder weil sie bald zu träg, bald zu ungeübt und kurzsichtig sind, als sich dabei noch Mühe machen zu wollen

Der selbstdenkende Mann, der weder an Feenmärchen glaubt, noch Unwahrscheinlichkeiten und leicht zu begreifende Widersprüche so, wie die Nonnen den Psalter, nachbetet, kömmt sehr häufig in den Verdacht der Freigeisterei, weil er nicht allen Gözen des Pöbels Weihrauch streut. Seine aufwärts strebende Denkkraft, die die verstümmelte Flügel der Schwachköpfe hinter sich zurücke und am Boden flattern läßt, während dem sich sein Geistesblick in höhere Sphären aufschwingt, hat gemeiniglich das Unglück, für Tollkühnheit von diesen angesehen zu werden. Unterdessen aber bleibt es gewiß, daß der bescheidene, mit Vernunft zu Werke gehende Zweifler, vor der trägen Kurzsichtigkeit eines Andern unläugbare Vorzüge hat, die ihm weit angenehmer, weit ersprieslicher sind, als der allenfalsige Vorwurf einer übelgedeutenden Vernunftfrechheit für ihn lästig ist.

Nichts

Nichts ist in der Welt so abwechselnd, als die Urtheile der Menschen über Dinge, die — immer die nemliche bleiben. Wer würde es, ohne einen Hagelregen von Steinen zu fürchten, vor ein paar Jahrhunderten zu behaupten gewagt haben, daß das Pflanzen- und Thierreich durch ein zwischeninnestehendes Mittelgeschöpf, das Thier und Pflanze zugleich ist, unzertrennlich genau aneinander geschlossen sei? Und jezt ists ausgemachte Wahrheit! — Ein Kopernikus würde unter einem Gregor VII. eines Märtirer-Todes gestorben seyn, als er die Welt mit den Regeln bekannt machte, nach welchen die Bewegungen unsers Sonnensistems vor sich gehen, weil vermuthlich jener aufgeblasenste Statthalter des demüthigsten Prinzipals, jenes noch nie übertroffene Original von Unverschämtheit und Bonzenfrechheit durch die Umwälzung der Erde um ihre Achse von seinem Throne geschleudert zu werden gefürchtet hätte.

Man darf es vielleicht, nach Masgab dieser Beispiele, als Regel behaupten, daß Männer von Kopf so oft als Freigeister behandelt wer-

werden, als sie es mit Leuten zu thun haben, die bei ihren Gründen für oder wider eine Behauptung, besonders wenn vom Christenthum die Rede ist, entweder von jenen aus dem Gleichgewicht gehoben werden, oder die gewöhnlichere Meinung beizubehalten, aus eigenen, unrühmlichen Absichten, veranlaßt werden. Aber eben hieraus läßt sich abnehmen, wie unschädlich der Vorwurf sei, den man ihnen mit dem Namen eines Freigeists zu machen glaubt. Wenigstens scheint bisweilen mehr Ehre als Kränkung darunter verborgen zu liegen.

Freigeist, im widrigen Sinne des Worts, zeigt einen frechen Grübler an, der sein Vergnügen darinn zu finden scheint, ohne alle hinlängliche Ueberzeugung gerade das vorsäzlich nicht glauben zu wollen, was andere aus sattsamen Gründen als heilige Wahrheiten behandeln. So unverfänglich es ist, in die erste Klasse der Freigeister zu gehören, so wenig gereicht es diesen zur Ehre, daß sie sich mit einer falschen Ruhmbegierde plagen. — Nun folgt aber noch nicht nothwendig, daß diese Leztern, bei einer falschen Richtung ihres Ehrgei-

geizes — für ein grosses Licht gehalten werden zu wollen — auch ein böses Herz haben müssen: und weil Unverträglichkeit mit dem Nebenmenschen immer ein liebloses Herz voraussezt, so möchte sich wohl bei einem Freigeist, auch in dieser zweiten Bedeutung genommen, noch ein toleranter Mann finden lassen können.

Somit wäre nun zwar der Begrif der Freigeisterei festgesezt: allein noch ist die Frage übrig, wer denn ein guter Christ sei? — Hat die Geistlichkeit hierauf zu antworten, so wird es unfehlbar derjenige seyn, welcher die ungezwungenste Bereitwilligkeit dasjenige zu thun bezeuget, was von den Dienern der Religion, entweder in der Eigenschaft göttlicher Orakel, oder untrüglicher Ausleger der Offenbahrung vorgeschrieben wird. Und dann versteht es sich noch uebenbei, daß sich die Begriffe des guten Christen immer nach Zeit und Umständen, nach dem Maase der Aufklärung und der mehr oder minder beschränkten Freiheit zu denken, vorzüglich aber nach der Verschiedenheit der Kirchengesellschaften und ihren vielfältigen Nebenzweigen richten: dieses alles macht, daß der gute Christ nicht überall derselbe ist.

Nach meiner Vorstellung ist derjenige ein guter Christ, welcher, ohne an Nebendingen zu kleben, in den unverfälschten Vorschriften Christi den reinsten Stoff zur Befestigung des Menschenwohls findet, und den thätigsten Eifer bezeugt, das Werkzeug der Glückseligkeit für sich und andere zu werden, und Freude und Wohlergehen über alle Geschöpfe ohne Unterschied zu verbreiten.

Der gute Christ, nach meiner Darstellung, unterscheidet sich von jenem dadurch, daß er seine Vernunft nicht ertödten darf. Weil man sich aber gleichwohl auf eine biblische Stelle bezieht, nach welcher man die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen hätte, und man nach meiner Schilderung eines guten Christen nothwendig den Gebrauch der Vernunft frei haben muß: so will ich jezt nur noch darthun, daß die Offenbarung unmöglich die Vernunft aufheben könne.

Es sollte mir nicht schwer werden, die so eben angezogene biblische Stelle ohne allen Zwang so zu erklären, daß man nichts weniger, als

das

das darinnen finden sollte, was die Kunst der Gottesgelahrtheit gefunden haben will: weil mich aber dieses Unternehmen in philologisch-exegetische Weitläuftigkeiten führen dörfte; so schlage ich hierzu einen andern, nicht minder schicklichen Weg, als jener ist, vor, worauf ich mir allgemeiner verstanden zu werden schmeicheln kann, als ichs auf diesem nicht hoffen dörfte.

Bei der Weisheit Gottes lassen sich entweder Stufen der Vollkommenheit denken, oder sie ist eben so vollkommen, als er selbst ewig, und sein Wille unveränderlich ist. Im ersten Fall könnte seine Weisheit Fehler begehn, die er ein andersmal, bei einem höhern Grade von Vollkommenheit, wieder gut zu machen hätte, welches dem Begriff des vollkommensten Wesens entgegen läuft, weil es so bald das vollkommenste Wesen zu seyn aufhören würde, als es Fehler begehen könnte. — Nun besizt aber ein höchst vollkommnes Wesen nothwendig auch den höchsten Grad des Verstandes; folglich lassen sich in der Weisheit Gottes keine Abstufungen gedenken; folglich braucht auch Gott seine Werke nie zu verbessern, weil je-

de Verbesserung einen Fehler, und jeder Fehler eine Unvollkommenheit in dem Verstande dessen, von dem er herrühret, voraussezt. — Wenn aber, nach dem zweiten Fall, seine Weisheit eben so vollkommen, als er selbst dem Wesen nach ewig, und dem Willen nach unveränderlich ist: so ists Lüge, daß Gott dem Menschen die anerschaffene Vernunft durch eine nachgefolgte ausserordentliche Offenbarung habe unnüz machen, oder, welches das nämliche ist, sein eigenes Werk verbessern wollen, als ob es zuvor mangelhaft, und seine Weisheit bei der Menschenschöpfung nicht bei sich selbst gewesen wäre.

Diesemnach wäre es also keine Sünde, seine Vernunft zu Hülfe zu nehmen! Wahr und unvergleichlich drückt sich hierüber das Glaubensbekänntnis eines nach Wahrheit Ringenden aus:

Kann uns ein Licht, das jedes Wölkchen trübet,
Wohl zeigen, was die helle Wahrheit sei?
Bleibt ein Gefühl, das auch der Irrthum liebet,
Wohl stets der reinen wahren Tugend treu?

Ist

Ist Glauben wohl noch sicherer als Wissen?
Gehorsam besser, als das Selbstgefühl?
Und bringt ein Licht, das wir entlehnen müssen,
Uns leichter, als das eigene, ans Ziel?

Ist nicht der Funke, der im Menschen flimmert,
Ein gleich vertheiltes allgemeines Licht?
Und hat die Sonne, die hier Lands uns schimmert,
In andern Zonen keine Flecken nicht?

Niemand schäzt die Vernunft mehr, als der angebliche Freigeist. Freigeist, im gelinden Sinne des Worts, scheint also einen Mann ohne Vorurtheil anzudeuten, der höchstens gegen die Leichtgläubigkeit seiner Brüder, aber nie gegen sie selbst eingenommen ist; der in der unverwerflichen Meinung steht, daß die Vernunft das einzige Tribunal sei, das über Wahr und Falsch zu entscheiden habe; der nichts so sehr, als den Denkspruch Pauls befolgt: Prüfet alles, und das Gute behaltet!

Je roher eine Nation ist, desto unverträglicher ist sie auch in Religionssachen. Der Pöbel in München geräth in Wuth, wenn man ihm nicht aus vollem Halse zuruft: Ja, das gemahlte Frauenbild hat wirklich geweint! In Oberösterreich muß man den protestantischen Pfarrer von Anfang mit der Wache in die Kirche begleiten lassen, damit ihm die Heffe des Volks aus Neid nicht den Schädel zerschmettere, oder aus Neugier auffresse.

Man kennt die Verdienste des Verfaßers des Geists der Geseze; demungeachtet aber durfte ein Pater Bertier offentlich von ihm sagen: Wenn ich König gewesen wäre, ich hätte den Präsidenten von Mondesquieu in seinem eigenen Blute ersäuft.

Intoleranz ist die Tochter des Fanatismus und der Unwissenheit; Duldung die reizende Schwester der Aufklärung. Warum öfnet in unsern Tagen die Politik der Toleranz in allen Staaten die Thür? Unfehlbar aus keiner andern Ursache, als weil unser Jahrhundert erleuchteter ist, und mehr Freigeister genäh-

nähret hat, als keins der vorherigen. — Aberglaube und Religionshaß sind Kennzüge schwacher, an Vorurtheile gefeßelter Geister: Verbannung des Aberglaubens und der Intoleranz ist das Werk heller Köpfe und erleuchteter Denker.

Voltaire hat noch nie den Vorwurf bekommen, daß er ein Menschenfeind, wohl aber den, daß er ein Freigeist gewesen. Spinosa scheuet sich nicht, sogar seine Zweifel gegen das Daseyn Gottes der Welt mitzutheilen: aber gleichwohl zeigt er den thätigsten Eifer, die Pflichten der Geselligkeit in Ausübung zu bringen. Friederich der Zweite, dieses erhabenste Regentenmuster, hat seine Staaten zum Zufluchtsort aller Religionspartheien erhoben: er zeigt sich als Vater aller seiner Unterthanen, während dem man sichs ins Ohr flüstert, daß er gar keine Religion habe.

Zu Athen, dem Mittelpunkt des aufgeklärten Griechenlands, fand man einen Altar, dem unbekannten Gotte heilig, weil man zu vernünftig war, als zu glauben, der griechi-

sche Gottesdienst trage den Stempel der Alleinbrauchbarkeit. Eine Religion, die so was glaubt, ist eine schädliche Religion, weil sie Selbstgenügsamkeit und Intoleranz erzeuget. — Die Römer nahmen die Gottheiten aller besiegten Nationen in ihren Mauern auf, weil sie wohl wußten, daß die Religion der Ueberwundenen weniger umgeschmolzen werden möge, als ihre Regimentsverfaßung: sie richteten ihre Trophäen in der halben Welt auf; aber nie waren sie verwegen genug, auch die schwache Seite der bezwungenen Völker anzutasten.

Nichts ist gewisser, als daß bigotte Schwärmerei, schlechte Kenntniß des Staatsintresse, und nicht ein Freigeist, die Bartholomäusnacht ausgebrütet habe. — Der Freigeist, will er je die falsche Ueberzeugung oder den Aberglauben eines andern kränken, thut es blos, auf dem Wege des spöttelnden Witzes: aber der Fantast ist vermögend, eine halbe Welt in Flammen zu sezen, und, wäre es möglich, höllische Furien in den Sold zu nehmen, um das Blut von Millionen, welche von der Gottheit andre Begriffe, als er, haben,

in

in einer Sekunde fliessen zu lassen, um seinen teuflischen Durst nach Rache abzukühlen. —

Eigentlich scheint jede Religion eine gewisse Mischung von Unduldsamkeit zu haben, weil jede auf dem rechten Gleise zum Himmel einherzuwallen glaubt: aber diese Unduldsamkeit artet in Inquisitionsgerichte aus, sobald man den Stolz des schmuzigsten und niedrigsten Völkleins, der Juden, nachahmt, welche bei allem Frevel ihres Benehmens, bei allen Ausschweifungen und Zügellosigkeit der Sitten, die Gottheit an sich allein gleichsam gefesselt zu haben glaubten, und alle übrige Nationen des Erdbodens ins Thal Gehenna stürzten. —

Schwärmerei in der Religion erzeugt nie was Gutes. Nie hat sich die Politik für die Uebel, die ihr die Religion, am Leitseile der Geistlichkeit, zufügte, mehr gerächt, als in Frankreich bei der Aufhebung des Edikts von Nantes; aber ein lichtvolles Ministerium Ludwigs XVI solten auch gleich Freigeister darinn die Mehrheit der Stimmen bewerkstelligen, würde unfehlbar durch die Wiederherstellung eben dies-

ses berufenen Edikts dem Reich weit mehr wesentliche Vortheile verschaffen, als jene Afterweisheit der Geistlichkeit der Religion verschafte, die das traurige Signal zu Mord, Todschlag, Raub, Plünderung, und Landesverweisung der Protestanten von Ludwig XIV fußfällig erbettelte.

Mit den bisherigen Bemerkungen glaube ich soviel dargethan zu haben, daß es weder unerlaubt sei, über Religionsgegenstände bescheidene Untersuchungen anzustellen, und die erfundene Zweifel durch Hilfe der Vernunft zu lösen; noch daß der Freigeist, insofern er nicht ein freventlicher Zweifler ist, seinem Wesen nach intolerant seyn müße. Es ist also erwiesen, daß meinen Worten ein völlig unwahrscheinlicher Sinn abgepreßt worden, während dem man die ungezwungenste Deutung derselben bei Seite sezte. — Es bleibt mir nur noch erweislich zu machen übrig, mit welchem Recht ich sagen konnte, mein Eifer für Duldung sei aus der reinsten Quelle geflossen?

Die christliche Religion hat, nach meinem Ur-

Urtheile, ursprünglich bei weitem die Schwierigkeiten für die Vernunft nicht, die man in unsern Zeiten daran findet. Die Moral Christi ist an sich so verständlich, so einleuchtend, so erhaben und beseligend, daß man durchaus ein verdorbenes Herz haben mus, wenn man sie nicht des Beifalls werth findet. Alle Dunkelheiten, mit denen man seit Jahrhunderten kämpft, sind Menschengeburten, und theologische Spizfindigkeiten, worüber man des Kerns vergaß, und nur bei der Hülse stehen blieb. Kaum war Christus vom Schauplaz als Lehrer abgetreten; so hörte auch mit ihm der ungekünstelte Lehrvortrag auf; man theilte sich in Paulinische und Kephische Anhänger; die Partheien vermehrten sich mit den Lehrern; man stritt sich, mischte in den Streit gelehrten Wörterkram, und die so unübertreflich angelegte Bahn wurde von Zeit zu Zeit noch schlüpfriger. Wenn nun Spaltungen in den Jugendjahren des Christenthums nicht vermieden werden konnten; um wie viel weniger ist dies jezt möglich! Große Hindernisse stehen der wechselseitigen Annäherung im Wege. Ein jeder behauptet seine Meinung, und verachtet des andern sei-

ne; jeder hält seine Begriffe für beßer, als fremde; und was das schlimmste ist, man zankt über Kleinigkeiten, und geht an der Hauptsache vorbei. Nur der Mann ohne Vorurtheil, der das Wesentliche von Nebensachen unterscheidet, dieser sezt sich über die Außenwerke hinweg, und richtet sein Hauptaugenmerk auf das Wesen, während dem er die, seit Jahrhunderten bestrittene und vertheidigte, Kleinigkeiten übersiehet. Er kennet den Ursprung der Zwistigkeiten, und die Ursache der Verschiedenheit der Außenseite: aber er kennet auch den menschlichen Eigensinn, und die Beharrlichkeit des größern Haufens an geringfügigen Gegenständen. Er trägt Nachsicht mit der menschlichen Schwäche, und ist überzeugt, daß weil es nicht eines jeden Schiksal ist, sich auf Adlersflügeln über die Wolken empor zu heben, und die Sonne anzuschauen, man Niemanden Gewalt anthun müße, insoweit er nur die Pflichten des guten Menschen und rechtschaffenen Mannes befolgt: diese wird er selber aber desto unmangelhafter erfüllen, je mehr er, mit Vorbeigehung der besondern Meinungen seiner Religionsparthei, bei der so

edlen

edlen Moral des Stifters des Christenthums stehen bleibt. Hierinn ist auch die Ursache zu suchen, warum aufgeklärte Köpfe verschiedener Religionen miteinander so treflich zu recht kommen, während dem Andere, in deren Köpfen die Gespenster der Vorurtheile noch spucken, sich einander die Haare ausraufen.

Man sieht hieraus, daß der Mann von Einsicht und gereinigtem Geiste den Menschen, ohne auf seine besondere Religionsmeinungen zu sehen, als ein Glied der großen Weltbürgerschaft betrachtet; er kennt die Schwäche des menschlichen Geistes; er geht diese vorbei, und bleibt allein bei dem stehen, was den Menschen für den Menschen brauchbar macht. Er verlangt nicht die Verläugnung oder Entsagung der besondern Meinungen einzelner Partheien, sondern blos die wechselseitige Annäherung gegeneinander, um sich in bürgerlicher Hinsicht nüzlich zu werden. Es befremdet ihn, daß sich Christen untereinander den Genuß derjenigen Rechte verweigern, die sie sich als Menschen nach dem Rechte der Natur schuldig wären, wenn sie sich auch gleich nicht zu

eben

ebenderselben Christuslehre bekenneten. — Er weis es, daß der Glaube nicht gezwungen werden kann; daß alle Religionen ihren Ursprung von Gott herschreiben; daß alle einen, diesem erhabenen Ursprung angemeßnen, Stolz haben, und sich mit dem Gefühle einer gewißen Selbstgenügsamkeit einwiegen, und daß sich jede die wahre zu seyn dünkt. — Vergebens würde man sich also bemühen, Einigkeit und Zusammenstimmung in Glaubenssachen zu erzwingen, weil jede Sekte gleichsam schon mit der Milch den ersten Grundsaz einsaugt, daß sie die Lehren der andern für minder vorzüglich ansehen müße, als ihre eigene.

Ob es nun gleich wahr ist, daß sich die verschiedene Religionen in Absicht auf ihren äußerlichen Gottesdienst, ihren Gebräuchen und Lehrsäzen entgegen stehen, und daß es keinen allgemeinen Richterstuhl giebt, ihre Streitigkeiten zu entscheiden; so müßte man doch den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft sehr wenig kennen, wenn man durch die Beförderung der Toleranz nur gerade das Schwerere bewerkstelligen, und das Leichtere darüber vergeßen wollte.

Man

Man sieht aus dieser Darstellung der Sache gar leicht, daß man für die Toleranz das Wort nehmen kann, ohne weder seine eigene Lehrsäze zu verläugnen, noch fremde vorzuziehen, oder gegen alle gleichgiltig zu seyn; und daß man folglich nichts weniger als Freigeist zu seyn braucht, um eine Pflicht der Geselligkeit auszuüben, ohne deren Daseyn die Menschen in einen ewigen Krieg aller gegen alle verwickelt werden würden. Je heller der Toleranz-Prediger die Mängel sowohl seiner eigenen, als auch anderer Religionen sieht; je mehr er überzeugt ist, daß die Menschheit unter allen Umständen mit Mängeln des Glaubens zu kämpfen haben werde; je gewißer er es weiß, daß die Eindrücke, welche der Glaube aufs Herz macht, desto unvertilgbarer sind, je weniger der Kopf daran Theil hat: desto unverstellter scheint sein Eifer zu seyn, die von einander getrennte Religionspartheien, wenigstens in bürgerlicher Hinsicht, gegen einander duldsam zu machen.

Ich glaube meinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich hier diese-

diejenige Aeußerungen wiederhole, welche ein einsichtsvoller französischer Parlamentsrath, der Herr von Bretigneres, am 15 Dez. 1777 aus Gelegenheit der vorgewesenen Wiederherstellung des Edikts von Nantes dem versammelten Parlamente zu Paris in folgender Rede vorlegte:

„Der Gegenstand meines Vortrags, meine Herren, ist zu gleicher Zeit äußerst wichtig, und äußerst simpel. Nicht die unbeschränkte Religionsübung der Protestanten, nicht die Zulaßung derselben zu öffentlichen Aemtern und Würden ists, was das Wohl des Staats verlangt; sondern nur, daß man sie wenigstens eben dieselbe Rechte genießen laße, die man die Juden in Frankreich genießen läßt; jene Rechte wenigstens, welche Katholiken in protestantischen Ländern genießen; welche selbst die heidnischen Kaisere den ersten Christen, mitten unter den Verfolgungen wider sie, nicht versagt haben. Ich meine diejenige Wohlthat der Geseze, ihren Kindern ihr Vermögen zu sichern."

„Ei-

„Eigentlich erforderte die Natur, diesen Punkt schon bei der Widerrufung des Edikts von Nantes vorzusehen: er gehört unter die Maasregeln dieser Operation. Allein, das Ministerium Ludwigs XIV dachte, wenn es darüber weggienge, so würde die verzweiflungsvolle Ungewißheit, worinn man die Protestanten wegen dem Schicksal ihrer Kinder ließe, sie um so eher bewegen, zur katholischen Kirche überzutreten.“

„Unterdeßen ists handgreiflich, daß man nach dem Rechte der Natur und der Menschheit nicht befugt war, ihnen die Ehe zu verbieten, noch sie wider ihren Willen zum Altar zu schleppen. Außerdem war ihnen bei der Verordnung, durch welche das Edikt von Nantes widerrufen ward, selbst eine ungekränkte Existenz versprochen.“

„Um also diesem Vorwurf auszuweichen, erklärte man lieber, anzunehmen, daß es keine Protestanten mehr in Frankreich gebe. So betrachtete man, vermöge einer unbegreiflichen Verblendung, die eitelste aller Einbildungen, für ein Meisterstück der Staatskunst.“

„Der Ausgang lehrte nur allzuwohl, wie sehr man sich betrogen hatte. Unterdeßen erhielt sich dieses Sistem gleichwohl, troz der fehlgeschlagenen Hoffnungen, die man darauf gebauet hatte, weil es von der Zeit geheiligt, und von der Gewohnheit unterstüzt war, bis auf unsere Zeiten. Vergebens schien man im Jahr 1736 die Augen zu öffnen. Die Verordnung durch welche selbigen Jahrs die bisher verbotene Beerdigung der Protestanten auf die Gottesäker aufgehoben wurde, schmeichelte dem Publikum, daß dieser Schritt ein Vorläufer wäre, um gleichen Verordnungen zum Vortheil der Ehe und der Taufe die Bahn zu brechen.“

„Ein großer Prinz, deßen Andenken in dieser Versammlung immer leben, und deßen Name der Nation immer werth seyn wird; vornehme Ministere, und redliche und erleuchtete Obrigkeiten nahmen sich dieser Sache an: Aber, umsonst. Ihre Maasregeln wurden durch eine aneinanderhängende Kette widerwärtiger Gegenstände, oder vielmehr durch jene Hinderniße, wodurch das persönliche Intereße sehr oft über den öffentlichen Nuzen siegt, zernichtet.“

„Im=

„Inmittelst vergrößert' sich das Uebel immer. Man zählt seit 1740 wenigstens viermalhunderttausend heimliche Heyrathen. Welch eine reiche Quelle zu ärgerlichen Prozessen! Habsüchtige Leute machen ihren Anverwandten ihr Vermögen streitig, und geben sie bei Gericht an, um den Besiz deßelben zu stehlen. Treulose Eheleute berufen sich darauf, daß ihrer Heyrath die Gesezhaftigkeit abgehe, um sich von den Banden der Pflicht zu trennen. Die Gerichte, zwischen zwo Pflichten gedrängt, zwischen das Gesez der Natur und das Gesez des Staats, sind in Verlegenheit, was sie thun sollen. Sie wißen sich nicht beßer zu helfen, als indem sie sich von beiden zugleich entfernen."

„Die Verordnungen, welche Ludwig XIV wider die Protestanten erlies, sind demnach nicht so sehr in Abgang gerathen, wie man spricht, um nicht eine Revision zu verdienen. Sie sind ein an einem Faden über ihren Häuptern hangendes Schwerd. Der Eigennuz und der Aberglaube sind immer bereit sich seiner zu bedienen. Und troz der

Wachsamkeit der Regierung ists ihnen schon allzuoft gelungen. Wie würde es erst aussehen, wenn das Schicksal das Ruder der Monarchie in weniger kluge und weniger menschlich gesinnte Hände fallen lassen solte!"

„In der That: solte es den Protestanten unbekannt seyn, mit wie viel Eifer man sie in fremden Ländern erwartet, und wie viel Arme geöfnet sind, sie aufzunehmen? — Solten sie die Freiheit, welche ihnen das einst wieder ruhig gewordene Nordamerika anbiethen wird, miskennen? Diesem Zeitpunkt vorzueilen erfordert das Intereße Frankreichs. Es wäre allzuschnöd, in einem Jahrhundert, worinn die bürgerliche Toleranz zu einem Grundsaz angenommen, wo sie, sowohl in katholischen als protestantischen Ländern, zum Staatsgesez und zum öffentlichen Glaubensartikel des Publikums worden ist, die Verfolgung gegen sie fortzusezen.

„Wahren Weltweisen, aufrichtigen Freunden des französischen Ruhms und ihres Vaterlandes, sei demnach der Wunsch erlaubt, die Weis-

Weisheit des Königs möchte veranlaßt werden, jenes angemeßene Mittel endlich zu bewerkstelligen, wodurch, ohne den Vorzügen, welche den Preis der Gemeinschaft mit den Lehren der wahren Religion seyn sollen, Abbruch zu thun, den Protestanten wenigstens mehr als eine prekarische und ideale Existenz eingeräumet werden möge."

„Die Hochachtung, welche der Staat sich selbst schuldig ist, mit den Vorzügen, die er diesen neuen Bürgern einräumt, vermöge einer klugen Gesezgebung zu vereinigen; die Protestanten begünstigen, ohne den Katholiken Abbruch zu thun; kurz die Rechte des Staats mit den Rechten der Natur und der Menschen zu verbinden: dieß, meine Herren! muß unsere Angelegenheit seyn."

So redet nun gewiß kein Bigot: dieß ist vielmehr die Sprache eines Mannes, der die Angelegenheiten der Menschheit fühlt. Zwar sieht man es dem Redner in einigen Zügen an, daß ihn der Schimmer des angeblich alleinseligmachenden Glaubens einigermassen noch

täuschte; er spricht von den unveräußerlichen Vorzügen der wahren Religion: und dieß ist eben der beschwerlichste Karakterzug einer Religion, wenn sie den Grund der Unduldsamkeit durch glänzende Worte nähret, die zwar einen wohlklingenden Schall, aber einen desto unnatürlichern Sinn haben. Zwar enthalten sogar die österreichischen Duldungspatente ebendergleichen Ausdrücke vom alleinseligmachenden Glauben: allein Niemand wird einen Nachdruck darinnen suchen, als etwa ein Gedankenleerer Pfaffe, der mitten in einer ansehnlichen Bibliothek noch Zeit findet, sein Brevier herzumurmeln, wie mans auf dem Lesezimmer des kaiserlichen Büchersaals bei der Person des Herrn * * täglich sehen kann. — Unterdeßen muß der Redner seiner eigenen Kirche durch diese Anspielung entweder nur ein Compliment haben machen wollen, um seinen Vortrag desto gewißer durchzusezen; oder, wenn es mehr als Compliment ist, so verdient er auch desto mehr Achtung, je mehr Selbstüberwindung es kostet, einem tiefeingewurzelten Vorurtheile, wie jenes vom alleinseligmachenden Glauben ist, Troz zu bieten, und das

In=

Interesse der Menschheit der eingebildeten Wirklichkeit eines Schattenbildes vorzuziehen.

Nochmals also wiederhole ich es: Mein Eifer für Duldung hat die reinste Quelle: denn, ich achte die Menschen und ihre angebohrne Gerechtsame höher, als Meinungen, die mit eben so starken Gründen angefochten werden können, als diejenige nicht selten hinfällig sind, womit man sie vertheidigt.

Ich gehe demnächst zu einer andern Bedenklichkeit über, die einer meiner Freunde über die nämliche Stelle mit mir theilte. Dieser findet den Ausdruck „gesezlich = gebilligte christliche Sekte“ — hart, und besorgt, ich möchte ihn entweder seiner Zweideutigkeit wegen gewählet haben, oder wenigstens könne er von andern für anzüglich angesehen werden. Laßt uns sehen, ob diese Besorglichkeit einen Grund habe.

Das Wort Sekte, etymologisch betrachtet, stammt von einem lateinischen Zeitwort ab, welches nachfolgen, anhangen, beipflichten

ten bedeutet: und diesem zu Folge kann Sekte ursprünglich nichts anders, als eine Anzahl Menschen bedeuten, die sich einander in ihren Grundsäzen beipflichten, und über gewiße Gegenstände einerlei Meinung haben, sie mag nun hernach wahr oder falsch seyn. Gleiche Bedeutung hat das aus der griechischen Sprache abstammende Wort häresis, welches in deutschen Uebersezungen bisweilen durch Sekte ausgedrückt wird. — Das Wort Sekte bedeutet an und für sich nichts schimpfliches, weil es nur unterschiedene Meinungen, nicht aber auch die Falschheit oder Verachtung derselben anzeigt. Die ältern Philosophen Griechenlands und Roms zählten sich bald zu dieser, bald zu einer andern Sekte, je nachdem sie diesen oder andern philosophischen Grundsäzen beipflichteten. Die Kirchenväter bedienen sich dieses Worts, ihre Glaubens- und Lebensart zu bezeichnen, wie man dieß beim Prudenz und Tertullian findet. Selbst der neutestamentliche Gebrauch des Worts verräth nicht selten einen guten Sinn, ob gleich sonsten auch ein gehäßiger Begrif damit verbunden zu werden pflegt. — Wie bedenklich mein Freund

den

den Ausdruck christliche Sekte gefunden haben müße, erhellet daher, daß er sich in seinem Schreiben also vernehmen läßt: „In der Anwendung der Erklärung des Worts Sekte auf Ihren Ausdruck von den drei christlichen Religionen geben Sie also zu verstehen, daß eine davon eine Sekte wie die andere sei; und daß die drei christliche Religionen, eine wie die andere, zwar nichts gefährliches, aber doch auch nichts zur Seligkeit nothwendiges sei: folglich sei auch die göttliche Offenbahrung, deren Buch die Christen in den Händen haben, weder gefährlich noch den Christen zur Seeligkeit besonders nöthig.“

Ich werde es wohl schwerlich erst zu erinnern brauchen, daß ich nach der Lage der Ausdrücke nicht einmal die Absicht haben konnte, weder von der Nüzlichkeit noch Nothwendigkeit der Offenbahrung etwas zu sagen: denn in der bloßen Benennung einer Sache liegt ja noch kein Urtheil über das, was man daran für gut oder schädlich hält. Ich will mich aber noch deutlicher erklären.

Religion ist, überhaupt genommen, eine Art, das höchste Wesen so zu verehren, wie es mit der menschlichen Vorstellung von Gott übereinkommt. Die christliche Religion ist der Inbegrif derjenigen Vorschriften, nach welchen Christus Gott verehren lehrte. Diese Lehre Christi hat in der Folge nähere und willkührliche Bestimmungen erhalten; und weil der eine Lehrer seine Bestimmungen so, der andere anders stelte, ein jeder einzelner Christ aber die Wahl hatte, seine Verehrung Gottes nach diesem oder jenem Lehrvortrag einzurichten: so ersieht man hieraus, daß sich in die Sache selbst eine Verschiedenheit der Meinungen eingeschlichen habe. So entstanden Parthien, und weil jede Person die Befugniß hatte, diese oder eine andere Parthie zu wählen: häresis aber, dem die Bedeutung des Worts Sekte gut entspricht, von Auswählen herkommt: so ists, wenn ich von christlichen Sekten rede, eben so viel, als sagte ich, die Bekenner des Christenthums haben sich aus Wahl in verschiedene Anhänge oder Partheien vertheilt. Folglich ist Sekte nichts anders als eine Gesellschaft von Menschen, die sich aus eigener

Wahl

Wahl zu gleichförmigen Grundsäzen bekennen, die sie als richtig anerkennen zu dörfen glauben.

Nachdem ich nun den Beweis vorausgesezt habe, daß das Wort Sekte eine unverfängliche Bedeutung habe; so glaube ich auch zu gleicher Zeit begreiflich gemacht zu haben, daß ich mit dem Ausdruck christliche Sekten nichts mehr und nichts weniger, als drei christliche Partheien habe verstehen wollen, die in ihren Religionsmeinungen von einander abgehen; weit entfernt, weder die Vorzüglichkeit noch Nüzlichkeit des Christenthums überhaupt zu bezweifeln, oder einer Parthie vor der andern einen Vorzug einzuräumen; oder endlich gar Miene zu machen, als ob mir an einer derselben im Ganzen so wenig als an der andern gelegen sei, weil ich etwa eine oder alle drei für schädlich oder gefährlich hielte. Mit einem Wort, ich konnte und wolte nicht über den Werth einer Sache urtheilen, die ich bloß namhaft machte.

Mein Freund gesteht zwar ein, daß das Wort Sekte jezuweilen auch in einer guten

Be-

Bedeutung vorkomme; er meint aber doch, daß mir der aus der Uebung gekommene Sprachgebrauch im Wege stehe, ob er gleich keinen Grund anzugeben weiß, der ihn zu glauben bestimmen könnte, daß ich das Wort gerade im widrigen Sinne genommen hätte. — Ich weiß es, ein Wort kann einen ursprünglich guten Sinn haben, der am Ende in einen zweideutigen oder gar widrigen übergeht. — Despot heißt im griechischen Herrscher, oder unumschränkter Gebieter: indeßen würde man sich aber jeder europäischen Majestät heut zu Tage nur schlecht empfehlen, wenn man sich jenes Worts in der Titulatur an diese irdische Halbgötter bedienen wolte, indem es nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch einen Regenten bezeichnet, der eben so oft grausam und ungerecht ist, als es seine Laune mit sich bringt. — Dieß ist aber bei Sekte nicht der Fall. Viele neuere Schriftsteller bedienen sich des Worts, wenn sie Religionsparthie sagen wollen. Und wenn Paul erinnert, daß sich seine Gemeinden nicht in Sekten theilen möchten; so will er sie dardurch nur zur Einigkeit in den Religionsmeinungen bewegen, und vor Spal-

tun-

tungen warnen, weil Sekten der Einigkeit in der Lehre eben so gegenüberstehen, wie Dißonanz in der Musik der harmonischen Melodie. Religionsspaltungen sind bis auf unsere Zeiten gekommen; und wenn diese dem Christenthum nicht ersprießlich sind: so wüßt ich am Ende doch auch nicht, warum es Sünde wäre, einer an sich unrühmlichen Sache einen Namen zu geben, der nur insofern zweideutig ist, als jede der dadurch bezeichneten Klaßen darinn für sich besonders einen Vorwurf zu finden wähnt, und eben dardurch eine gewiße Aengstlichkeit und Ungewißheit zu erkennen giebt.

Wenn ich in der Einleitung sage, daß alsdann eine Wahrheit vorhanden sei, wenn ein endlicher Verstand nichts mehr dagegen zu sagen wiße; so geräth einer meiner Leser auf eine kleine Absurdität, indem er folgert: „Ist dieß richtig: so hat der Kurzsichtige vor dem Klügern, im Nachdenken Geübtern, etwas voraus: warum? — Sein endlicher Verstand ist gleich zufrieden; er weiß nicht viel einzuwenden, und wird also da Wahrheit finden, wo dieser gerade das Gegentheil sieht.“

Ich

Ich wüßte nun eben nicht, warum ich diese Consequenz streitig machen solte, da sie mir so ganz und gar unschädlich ist. Man merke aber wohl, daß ich nach meiner Darstellung die Summe der Wahrheiten nicht vergrößern, sondern vermindern wolte.

Man unterscheidet gemeiniglich die logische Wahrheit von der metaphisischen. Jene ist so beschaffen, daß der Verstand dabei entweder völlig überzeugt wird, und keinen Zweifel übrig läßt: oder daß wirklich noch Bedenklichkeiten im Wege stehen. Die metaphisische Wahrheit ist nach dem Wesen der Sache nothwendig, folglich keinem Zweifel unterworfen. Je ungeübter der Verstand ist, desto weniger geschikt ist er, sich gegen bekannte und unbekannte Säze mit Zweifeln zu waffnen. Vernünftige Zweifel erfordern einen scharfsichtigen Verstand: Leichtglaubigkeit aber ist das Loos der Geistesschwachheit. Verstandesblödigkeit erzeugte den Glauben an Wunder, und ist die Grundursache, warum noch alljährlich viele Tausende nach Loretto wallfahrten, um das von den Engeln über das mittelländische

Meer

Meer herübergetragene Haus der Maria zu küßen, und daselbst ihre Beutel den Hummeln des Menschengeschlechts zu Füßen zu legen. Leichtglaubigkeit war es, wenn die Alten von der Milchstraße sagten, daß Gott daselbst die zwei Hälften der Himmelskugeln mit weislichtem Leimen zusammengepappt habe: und Kurzsichtigkeit, im wörtlichen Verstande, darf man die Behauptung eines wizigen Franzosen nennen, welcher die Sterne in der Milchstraße so nahe zusammenstellt, daß die Vögel von einem auf den andern fliegen, und die Menschen verschiedener Sterne miteinander reden können. Von einem endlichen Verstande dieses Gehalts ist nun freilich die Rede nicht gewesen. Die Leichtglaubigkeit des großen Haufens sieht noch täglich Gespenster und streitet für ihr Daseyn: der Klügere hingegen sieht nichts, als die Thorheit jener, die so etwas veraltetes noch glauben mögen. Hingegen wird Spinosa beständig zu den starken Geistern gezählet werden, weil er im Stande war, eine an sich nothwendige, folglich wirkliche Sache mit so starken Zweifeln anzufechten, deren Auflösung seinen Zeitgenoßen und ihren Nachkommen alle Hände voll zu thun giebt.

Dieser

Diesem allem zufolge läugne ich es nicht, daß der Kurzsichtige Wahrheit findet, wo der Klügere das Gegentheil sieht: aber das läugne ich, daß die Summe wirklicher Wahrheiten deßwegen größer sei, weil die Kleingeister mit schwachen Prüfungstalenten viele, die Klügern aber, und mit einem genauen Forschungsvermögen Begabte, nur wenige sehen.

Die meiste Wahrheiten sind das, was sie sind, nur beziehungsweise: und eben deßwegen giebt es deren nur so wenig ausgemachte, weil der eine Mensch an eben der Sache noch zweifelt, die der andere schon gewiß zu wißen glaubt. — Wenn nun aber Niemand mehr zweifelt; wenn alle Menschen unter allen Umständen und zu allen Zeiten einstimmig Ja sagen, das heißt, wenn kein endlicher Menschenverstand überhaupt mehr was einzuwenden weiß, wenn der endliche Verstand des großen Geistes eben so ungeheuchelt beipflichtet, wie der Leichtglaubige, welcher eigentlich gar nie in Rechnung gebracht werden kann, wann etwas in Frage gestellt wird, das über seinen eingeschränkten Gesichtspunkt er-

erhaben ist: so hat man in diesem Fall eine Wahrheit, wie man sie unter den gegenwärtigen Verbindungen der Dinge haben kann. Aber eben dieser Fall ist desto seltener, weil es in der Welt noch keine Behauptung gegeben, die nicht ihre Gegner gefunden hätte: und wenn bisweilen mehrere Jahrhunderte über eine Meinung einverstanden waren, so wurde sie von einem der folgenden über den Haufen geworfen, wie man dieß, zum Beispiel, an dem Lehrgebäude des Ptolomäus erfüllet sieht, deßen astronomisches Sonnensistem nach dreizehnhundert Jahren von Nikolaus Kopernikus umgestürzt wurde. — Wie konnte sich also die Kritik meines Freundes soweit vergeßen, daß er aus unläugbaren Säzen, worzu die tägliche Erfahrung hinlängliche Belege abgiebt, eine ungereimte Folgerung herauszieht, die gar nicht zur Sache gehöret! Ich will es freylich nicht in Abrede stellen, daß sich vielleicht der Leichtgläubige bei seinen Schwachheiten beßer befindet, als der mit Wißenschaften und Kenntnißen gewaffnete tiefdenkende Philosoph: aber dieses ists auch nicht, was ich, nach meiner Absicht, zu bezweifeln für zweckmäßig hätte halten können.

Von etwas anscheinenderm Gehalt ist dasjenige, was man mir aus Gelegenheit desjenigen Sazes entgegenhielte, den ich an einem andern Ort der Wahrscheinlichkeiten aufstellte, wo ich behauptete, daß die Befolgung der bürgerlichen Pflichten für den Staat das Hauptaugenmerk ausmachen müße; um die Religion der Bürger habe sich derselbe nicht zu bekümmern. „Ist dieses richtig" sagt mein Freund, „so waren die Heiden beßere Bürger des Staats, als die heutige Christen. Ich glaube, fährt er fort, ein Staat ohne Religion ist niemals fähig, die Erfüllung bürgerlicher Pflichten von seinen Untergebenen zu fodern, weil der Unterthan ohne Religion die bürgerlichen Pflichten weder ganz kennen, noch vielweniger befolgen wird. Geschichte und Erfahrung beweißt dieß: denn erst die Religion giebt ja der Vernunft die gesündeste Erkenntnißgründe; sie theilt dem Herzen die edelste Neigungen mit, und diesem die mächtigste und schönste Triebe; die besten bürgerlichen Geseze hüten nur die Hand, die Religion hingegen reinigt zugleich das Herz, und wirkt in demselben Triebe zum Guten, die alle

menschen

menschliche Gesetze umsonst befehlen. Es ist daher meines Erachtens wesentliche Pflicht des Staats, auf die Religion der Bürger ein wachsames Auge zu haben."

Ich sagte, diese Einwendung habe einen anscheinenden Gehalt: ich will sehen, ob es mehr oder weniger als — Schein ist.

Vor allen Dingen hab ich die Bemerkung vorauszusetzen, daß der Urheber dieser so eben angeführten Stelle meinen Gedanken nur halb auffaßte, und gegen die Hälfte meines Satzes sein theologisches Bedenken äußert: denn daß dieser mein Freund ein Theolog ist, läßt sich ja schon aus seinem ganzen Benehmen, und vorzüglich aus seiner ängstlichen Besorglichkeit für die Religion schließen, welcher ich doch nicht zu nahe getreten bin.

Ich unterscheide an dem Menschen, wie billig, seine religiöse und bürgerliche Verhältniße voneinander. Andere Pflichten schreibt der Staat vor; andere aber befiehlt die Religion: daß über jene gehalten, das Mein und

Dein gesichert, und die öffentliche Ruhe gehandhabet werde, dafür sorgt die Obrigkeit; diese aber hängen mehr von den wandelbaren Vorstellungen ab, die man sich von dem höchsten Wesen und seiner Verehrung macht. Jene Pflichten gründen sich auf Zwangsrechte, und gesellschaftliche Verträge, deren Erfüllung mein Nebenmensch von mir verlangen kann: diese hingegen sind Gegenstände des Glaubens, der keinen Zwang anerkennet. Folglich ist der Unterschied, den ich mache, weder eingebildet, noch unwichtig. —

Wenn es nun damit seine Richtigkeit hat, daß sich die religiöse und bürgerliche Verhältniße von einander abgesondert denken laßen: so ist auch die Behauptung ganz natürlich, daß der Staat den Unterthan lediglich zu Erfüllung seiner obliegenden bürgerlichen Pflichten zwingen möge, weil Gewißenszwang eben so ungereimt ist, als wenn die Priesterschaft einen Gantprozeß schlichten wollte.

Diese Absonderung jener und dieser Pflichten will aber bei weitem nicht so viel sagen,

daß

daß der Bürger gar keine Religion haben dörfe: denn Absonderung der Pflichten ist ja nicht Aufhebung derselben; und überdieß heißt es unmittelbar darauf, in der zweiten Hälfte meines Sazes, ein Christ, ohne Unterschied könne seine bürgerliche Pflichten so gut, wie ein anderer, ausüben, er möge hernach das Konzilium zu Trident, die Bibel oder die Vernunft zur Entscheidungsquelle seiner kirchlichen Fragen machen, wenn er nur zugleich als bekannt annimmt, was der Apostel von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit einschärft. — Kirchliche Fragen sezen eine Religion voraus, so wie die Verschiedenheit ihrer Entscheidungsquellen eine Mehrheit in den Meinungen andeutet. Aber die von mir angegebene Merkmale der Verschiedenheiten thun es ganz unumstößlich dar, daß ich von der christlichen Religion rede, weil ich mich außerdem nicht auf den Apostel berufen könnte.

Die Kritik meines Freundes tritt mir also aus einem gedoppelten Gesichtspunkt zu nahe: einmal weil er glaubt, ich hielte Religion überhaupt, ohne Rücksicht auf diese oder jene

Gattung derselben, für entbehrlich; sodann aber auch, weil er mich zu beschuldigen scheint, als wäre ich gegen die christliche Religion eben so gleichgiltig, wie gegen jede andere. — Doch ich fürchte nicht, daß meine Worte weniger gelten solten, als die willkührliche Zergliederung, die ein Anderer, gegen Absicht und Zusammenhang, davon macht.

Ich bin zwar weit entfernt, der kühnen Behauptung eines neuern Gelehrten beizutreten, welcher meint, daß nicht nur die Religion auf Glückseligkeit und Tugend der Völker wenig Einfluß habe, sondern auch erweislich zu machen sucht, daß der Geist der Religion dem Geiste der Gesezgebung im Wege stehe. Ich wiederhole die, zur Behauptung dieses verwegenen Sazes aufgestelten, Gründe nicht deßwegen, weil ich sie für untrüglich hielte; sondern blos denenjenigen, welche der Religion allein alles Gute auf die Rechnung schreiben, einen Fingerzeig zu geben, daß man bei ihrer Meinung beinahe täglich mit der augenscheinlichen Erfahrung einen harten Kampf aufzunehmen habe.

Leute

Leute, die mehr fromm als aufgeklärt sind, sagt Helvetius, behaupten, die Tugend der Nationen, ihre Menschenliebe und gute Sitten beruhen auf der Reinigkeit ihres Gottesdiensts: aber sie irrten sich. Erfahrung und Geschichte belehren uns, daß man das der Religion zugeschrieben, was man der Vortreflichkeit der Gesezgebung hätte beimeßen sollen.

Die Juden glaubten im genauesten Umgang mit Gott zu stehen; sie schmeichelten sich, das höchste Wesen laße sich in ihrer Stiftshütte herumtragen, wie man gemächliche Personen in Tragsesseln trägt; sie wähnten in allem Ernst, der Weltschöpfer habe seine Residenz im Salomonischen Tempel zu Jerusalem genommen: aber eben diese Juden waren der Abschaum der Nationen; sie mordeten mit einer Gleichgiltigkeit, die man keinem andern Volk zur Last legen kann; sie waren frech genug, den Fußschemel des Wohnsizes ihres Gottes mit mörderischem Blute zu besudeln, und selbst ihr angesehenster König, der Mann nach dem Herzen Gottes, ließ es auf dem Todbette eine der lezten liebreichen Ermahnungen

an seinen Thronfolger seyn, denjenigen ja keines natürlichen Todes sterben zu laßen, dem er sein königliches Wort gegeben hatte, ihm — das Leben nicht zu nehmen.

Zwar wurde unter Konstantin dem Großen die christliche Religion im römischen Reich die herrschende: aber von eben diesem Zeitpunkte her schreibt sich auch der Zerfall der Monarchie. Die Tugenden eines Dezius, der sich dem Vaterlande zu lieb aufopferte; eines Fabrizius, der sich lieber an sieben Morgen Landes begnügte, als die Schäze des Reichs besizen wolte; eines Kato, der das strengste Tugendmuster war, hatten aufgehört: die Tite, die Trajane, die Antonine, die Mark' Aurele waren wohl noch in den Jahrbüchern der heidnischen Vorzeit, nicht aber auf den christlichen Thronen mehr zu finden.

Niemand ist andächtiger, als der Portugiese; seine Unwißenheit hält seiner Leichtgläubigkeit das Gleichgewicht: ist er aber tugendhafter als der Engländer, der zuerst ein guter Bürger zu werden trachtet, bevor er in den frömmelnden Ton verfällt?

Man

Man nenne mir die heidnische Nation, welche ihrer Gottheit Millionen unschuldiger Menschen schlachtete: indessen thaten es die christliche Spanier, welche die armen Amerikaner für Bastarte des allgemeinen Menschenvaters hielten, und ihrer schwärmerischen Wuth um so lieber den Zügel schießen ließen, da sie — Gold zu erhaschen wußten.

Die Jahrbücher des Christenthums sind mit Thatsachen angefült, die man schwerlich bei irgend einer andern Religion so häufig und abscheulich finden wird, so daß man in ziemlicher Verlegenheit seyn müßte, wenn man aus den vielen verübten Bubenstücken das gröste ausheben wolte.

Einzelne Wörter gaben die verzweifelte Losung, theologische Feuersbrünste anzuzünden, und mörderische Ströme über ganze Reiche in eben so starken Ergießungen auszuschütten, als jene sind, die aus den Höllenschlünden der Berge Vesuv und Aetna hervorsprudeln. — Das einzige Wort konsubstanziel sezte das ganze römische Reich in Flammen, und viele Tau-

Tausende wurden eine Beute des religiösen Feuereifers, der von den Friedensboten des Evangeliums aus Eifer für die Ehre Gottes — angeblasen wurde.

Man ist geneigt, den jezigen chinesischen Kaiser einen Tirannen zu nennen, weil er gegen hunderttausend Muselmänner tödten ließ, die eine Thronveränderung erzielen wolten: man seze aber diesem Beispiele jenes der Bartholomäusnacht, und jenes der christlichen Kaiserin Theodore aus dem neunten Jahrhundert entgegen, die hundert und zwanzig tausend Manichäer ermorden ließ, um sie werkthätig zu überführen, daß es nur ein gutes, aber kein böses Urwesen gebe. —

Ein christlicher Monarch war es, welcher dem Hauß Huß und Hieronimus von Prag sicheres Geleit nach Constanz versprach, um sie desto gewißer dem Scheiterhaufen übergeben zu können, weil man, nach den Lehren des Statthalters Christi, denjenigen weder Treue noch Glauben schuldig ist, die frech genug sind, mit dem Nachfolger Petri nicht in ein Horn

blasen

blasen, oder nach seiner untaktmäßigen Pfeife tanzen zu wollen. —

Ueber die unchristliche Auftritte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts laßt uns den Schleier der Verheimlichung ziehn.

Welche Religion bewaffnete ihre Priester, neben Krägen und Chorhemdern, mit blutigen Schwerdern? Welcher heidnische Götzendiener war je so verwegen wie Hildebrand, seinen weltlichen Gebieter drei Tage mit bloßen Füssen im Schnee stehen zu laßen, um sein Vergehen abzubüßen? — Welche Nation hat jemals so widersprechend, als die christliche Völker, gehandelt, das Buch, worin die Grundstoffe der Religion enthalten sind, und welches bei allen Spuren menschlicher Hände göttlichen Ursprungs seyn soll, nicht lesen zu laßen, um es desto sicherer verdrehen zu können? — Welche Religion war so unmenschlich, den Menschen die Rechte der Menschheit zu rauben, und dem geistlichen Stande die Ehelosigkeit aufzuerlegen, wodurch Millionen Seelen, vor und nach der Empfängnis aus der Reihe der Lebenden weggewischt werden? —

In der That, wenn man das, was das menschliche Bedürfniß und die bürgerliche Wohlfahrt erheischt, mit dem vergleicht, was die Religion verlangt, man kommt beinahe zu glauben in Versuchung, Natur und Religion möchten nicht gleich erhabnen Ursprungs seyn.

Um leben zu wollen, müßen wir uns die Arbeit angelegen seyn laßen: die Religion aber privilegirt ganze Horden gespizter und geründerter Kapuzen zu — heiligen Tagdieben. — Alle Kanzeln ertönen von dem Gebote Gottes, der Obrigkeit zu gehorchen, und ein guter Bürger zu seyn: aber leider hat sich der geistliche Stand mit der zeitlichen Macht immer nur äußerst schlecht verträgen. — Die fruchtbarste Quelle aller menschlichen Uebel ist Unwißenheit, denn, um rechtschaffen zu seyn, muß man zuvor gescheut seyn: aber nichts wird so hoch gepriesen, als die geistliche Einfalt. — Wohlthätigkeit gegen dürftige Mitmenschen ist eine edle Pflicht; aber die Religion fand Mittel, die Almosen berechtigten Faullenzern und abgestorbenen Seelen zuzuwenden, damit die Nothleidenden im Leben durch Trübsal und

Hunger

Hunger ins Reich Gottes möchten eingehen lernen. — Doch ich höre auf, die Parallele zwischen dem, was der Mensch gewöhnlich thut, und nach der Religion thun soll, zu erweitern. Vielleicht ist dieses wenige schon hinlänglich, einen Theil meiner Leser zu überzeugen, daß die Glückseligkeit eines Volks auf der Reinigkeit und Weisheit seiner Gesetze beruhe: die übrigen dörften sich vielleicht nicht überzeugen laßen wollen, wenn ich auch Beispiele mit Beispielen häufte. Ich erkläre mich aber hier noch einmal, daß ich diese Zweideutigkeiten und Widersprüche nicht der unverfälschten Religion Schuld gebe, da sie meistens ein Machwerk ihrer Priester, der Diener des Altars sind: allein, dieß ist eben der beschwerlichste Uebelstand, daß die unverfälschte Religion so sehr verstellet ist, daß man durch die dicke Hülle, die sie umgiebt, nicht zum Kern derselben gelangen kann: indeßen aber streitet man sich ja auch nicht um diesen, sondern blos um jene. Die Thatsachen sind am Tage.

Das alte Rom hatte bidere Bürger, obgleich die oberste Gottheit der Nation nicht die reinste

reinste Tugendbeispiele an die Hand gab: das Rom unserer Zeit nährt Taugenichtse, während dem es freudetrunken über den eingebildeten Vorzug ist, den aufgeblasensten und stolzesten Knecht aller Knechte als anerkannten Statthalter des untadelhaftesten Stifters des Christenthums zu besizen — Das alte Rom hatte reiche und wohlhabende Bürger, die die Betriebsamkeit liebten; das neue ist mit Bettlern und Meuchelmördern vollgepfropft, weil man auf den apostolischen Seegen sich mehr, als auf den Ackerbau und die Handlung, jene zwei edelste Gegenstände jeder guten Gesezgebung, verläßt.

Die Geschichte der Religion ist die Geschichte der Intoleranz. Verwüstete Städte, verheerte Länder, gemarterte Menschen sind die Spuren, woran ihre Fußtrite sich kennbar gemacht haben. Die religiöse Mordbrennereien und das andächtige Menschenmezeln hat aufgehört, seitdem man die Religion unter heilsame Gesezе beuget.

Wenn die ottomannische Pforte arm an bidern Unterthanen, an Böswichtern aber reich-

reichhaltig ist; so ist dieß keineswegs eine Folge der muhammedanischen Religion, sondern der despotischen Regimentsform, die die Sklaverey fortpflanzt, die Wißenschaften hindert, die heilige Rechte des Eigenthums antastet, die Herzhaftigkeit entnervet, die Betriebsamkeit erstickt, die Billigkeit tödtet, und Räubereien und Mordthaten begünstigt, weil kein gesezlicher Damm vorhanden ist, der dem Laster Einhalt zu thun vermag. Der Richter ist Sklav wie der Bürger; keiner kennt den Punkt der Ehre, weil Schurken überall eine eben so glückliche Rolle spielen als Patrioten, da beede beständig in gleicher Ungewißheit leben, die seidene Schnur zum Lohn ihrer Thaten zu bekommen, wann es die Laune des Großherrn so haben will, oder die Kabale nicht mit gestopften Beuteln besänftigt wird.

Der Rechtgläubige hat blos bei den Anhängern seiner Sekte ein Ansehen; und dieses ist desto unsicherer, je unbestimmter die religiöse Grundsäze sind: aber der ehrliche Mann, der Freund der Billigkeit, der Wohlthäter der Menschen, der Weise und der Weltbürger haben

ben unter allen Himmelsstrichen ihren entschiedenen Werth.

Warum ist der christliche Name in Japan verhaßt; warum wurden die Jesuiten aus China verjagt? — Deßwegen, weil durch sie überall Unruhen und Verfolgungen sind angestiftet worden.

Warum sinkt das Ansehen der christlichen Bonzen in eben dem Grade, in welchem die Aufklärung sich erweitert? — Aus der ganz einfachen Ursache, weil die Pfaffenkniffe desto sicherer entlarvet werden, je weiter sich die Völker von der Blindheit entfernen, und ihrer Vernunft sich bedienen lernen. — Warum fordern die meiste Religionen einen blinden Gehorsam? — Deßwegen, weil der Glaube das Kopfküßen der Geistesverfinsterung, Vernunft aber das Gegengift derselben ist.

Unter allen Zonen ist die Geistlichkeit gegen helldenkende Regenten eingenommen; aber nur deßwegen, weil sie gemeiniglich ihre Rechnung am besten findet, wenn die Thronen

mit

mit lenkbaren Schwachköpfen besezet sind, welche die klugen Köpfe aus dem Lande jagen.

Die meisten Staatsübel entstanden unfehlbar daher, weil bei allen Nationen sich zweierlei höchste Gewalten einander aufrieben, wovon die eine sich hinter den vorgeblichen Willen der Gottheit versteckte, und bei dieser Gelegenheit ihre Schubsäke fülte; die andere aber sich nur auf den Gemeinplaz des allgemeinen Wohls beziehen konnte, welches freilich so feierlich nicht klingt, als wenn die unsichtbare Gottheit sich durch ihre Diener hören läßt, die ihrem Vortrage den Weg mit ewig flammenden Höllen auf der einen, und ewig lächelnden Paradiesen auf der andern Seite, zu ebnen wißen.

Ueberall maßen sich die Priester das Recht an, die Gebote des Himmels zu erklären; willkührliche Deutungen sind die Folgen dieses angemaßten Vorrechts; und am Ende ist die geistliche Gewalt nicht mehr in den Händen des höchsten Wesens, sondern in den Klauen seiner Diener. Die Mischung aller Menschen ist Eigennuz und Selbstschäzung.

Wer die meiste Gewalt über andere hat, versäumt sich gemeiniglich nicht: daher kam es, daß Eintrag in die Rechte der Klerisei Verlezung der Gerechtsame des Himmels seyn mußte.

Die Vorschriften der Religion sind zum Wohl der Nationen entweder unumgänglich nothwendig; oder sie sind es nicht. Im ersten Fall läßt sich das Gesez, wornach das allgemeine Beste abgewogen wird, ohne geheimnisvolle Grimaßen, vermittelst der Vernunft entwikeln: im andern Fall aber sind sie schon um deßwillen verdächtig, weil keine Religion gut seyn kann, die das Menschenwohl hindert, und ihre Anhänger zu Thorheiten oder Aberglauben verleitet.

Vielleicht bekommen aber die Vorschriften der Vernunft durch den Schimmer der Offenbahrung ein desto ehrwürdigers Ansehn? — Dieß ist sehr zweifelhaft! Entweder ist der Mensch von der Rechmäßigkeit und Billigkeit deßen, was ihm zu thun obligt, überzeugt; oder er ist es nicht. Wenn dieses ist; so würde er seine Schuldigkeit auch ohne Offenbahrung thun, insofern

er

er es durch reine Vernunftschlüße einsehen kann, was das Wohl seiner Nebenmenschen, was sein eigenes erfordert. In diesem Fall wäre also eine unmittelbare göttliche Offenbahrung durch jene entbehrlich gemacht, welche jeder Mensch, ohne sich durch die Verschiedenheit der Offenbahrungen irre machen laßen zu müßen, von seinem Schöpfer selbst erhalten hat. Wenn aber das leztere ist, so entstehet die bedenkliche Frage, ob nicht eben der Umstand, daß die Religion ihm andere Obliegenheiten vorschreibt, als solche, die durch Vernunft gerechtfertigt werden könnten, ihm jede Offenbahrung verdächtig machen werde? Sobald sich aber ein Verdacht gegen sie einnistet, fängt sie auch an unnüz zu seyn, wenn sie zuvor gleich bisweilen die zufällige Quelle guter Handlungen gewesen wäre. Die Ursache wird sich gleich ergeben.

Die Offenbahrung verlangt unbedingten Glauben, und verdammt die Zweifler; die Vernunft hingegen fodert überzeugende, durch keine Zweifel erschütterliche Gründe. Jene hat eben so viele Verschiedenheiten, als es auf der

Welt Völkerschaften giebt; diese ist sich unter allen Himmelsstrichen gleich. Wenn also beede den nämlichen göttlichen Ursprung haben, so muß ich, um den Widerspruch zu vermeiden, annehmen, daß das höchste Wesen sein allgemeines Gesez durch eben so viele besondere Geseze wieder entkräftet habe, als es in Absicht auf die Religion verschiedene Völkerschaften giebt. Dieß läßt sich nicht annehmen, ohne dem allervollkommensten Wesen eine Unvollkommenheit in seinen Werken aufzubürden: und will man dieß nicht thun, wie man es auch nicht thun kan; so muß man lieber das gewißere spielen, und annehmen, daß Gott sein allgemeines Gesez durch keine sich durchkreuzende, und im völligen Widerspruch stehende, Ausnahmen verunstaltet, folglich den Vernunftgebrauch auch nicht versagt habe.

Ich könnte diese Betrachtungen noch weiter verfolgen; ich breche aber davon ab, weil es weder meine Absicht, noch mein völliger Ernst ist, die Entbehrlichkeit der Religion erweisen zu wollen, weil mein System des Christenthums weder mit der Vernunft im Widerspruche

che stehet, noch andere Pflichten vorschreibt, als solche, die sich mit jeder weisen Gesezgebung ganz harmonisch vertragen, ohne daß ich mir deßwegen auf den Vorzug meiner christlichen Religion weniger einbildete, weil ich sie für mich selbst von unächten Beimischungen gänzlich gereinigt habe, mithin nur alsdann in Zänkereien verflochten werden würde, wenn ich mit solchen Athleten einen Kampf aufnehmen wolte, die sich mit Waffen der Spizfindigkeit und unverständlichen Albernheiten umgürten, und beständig eine Atmosphäre von geistlichem Nebel um sich haben, weil sie in den unzerstörbaren Heerrauch ihres eigenen Kopfs eingehüllet sind. — Ich wolte meinen Gegnern nur zeigen, daß ich mir so gar sehr nicht förchten dürfte, wenn ich auch schon das hätte sagen wollen, was sie in meinen Worten im Ernst zu finden glaubten. Und, in der That, wer diese Gründe unbefangen prüfet, möchte wohl für sich einer besondern unmittelbaren Offenbahrung bedürftig seyn, wenn er ihnen alles Gewicht absprechen wolte. — Doch, ich will dahin wieder einlenken, wo ich von meinem angetretenen Pfade abgewichen bin.

Mein Freund, dem ich wenigstens so viel eingestehen muß, daß er meine Wahrscheinlichkeiten mit Aufmerksamkeit gelesen, hoffte mich gar leicht in die Enge zu treiben, wenn er mich auf Widersprüchen ertappen würde. Und er fand in der That einige Stellen aus den übrigen so glüklich heraus, daß man ihm wirklich gegen mich beipflichten möchte, wenn seine Kritik nicht den kleinen, jedoch von der Sache selbst unzertrennlichen, Umstand übersehen, und — den Zusammenhang überhüpft hätte.

Ich sage §. 20, „es sey lächerlich, wenn man sich da einen Unterschied einbilde, wo keiner ist: und bald darauf heißt es, es sei unanständig, die Religion der Unterthanen weniger einer Aufmerksamkeit würdig zu halten, als ihr Geld.“ — In eben diesem Paragraphen wird die Religion eine, im politischen Fache unbedeutende, Nebensache genannt: hingegen heißt es §. 24, „was auf den innern glüklichen Zustand der Familien Einfluß hat, mache einen Gegenstand der Staatsaufmerksamkeit aus.“ — Wie reimen sich diese Stellen

zusammen? fragt mich mein Freund und Rezensent, und fügt, zu Verminderung meiner allenfalsigen Verlegenheit, ein Compliment hinzu, worüber sich mancher strenge Methaphysiker des Lächelns kaum enthalten könnte. „Ich bin aber" schreibt er, „ohnehin überzeugt, als Jurist wißen Sie auch das widersprechendscheinende zur wirklichen Wahrheit zu machen!" — Doch, es würde mich zu lange aufhalten, wenn ich alle Stellen zergliedern wolte: ich erörtere also nur noch jene scheinbare Widersprüche.

In den zwei ersten einander entgegengesezten Sazen ist wirklich keine Spur von Widerspruch. Die ganze Stelle beweißt es. „Da nun also, dieß sind die in den Wahrscheinlichkeiten vorkommende Worte, die Religion auf den Werth des Bürgers, als Bürgers, keinen vorzüglichen Einfluß hat; oder, wenn sie einen hätte, die politische Regierung mangelhaft seyn müßte: so ist es lächerlich, wenn man sich da einen Unterschied einbildet, wo keiner ist. Es ist unanständig, wenne man nur gerne reiche Unterthanen im Land,

hat, selbige wegen ihrem Vermögen schäzet, ihre Bemühungen gerne sieht, hingegen ihre Religion weniger einer Aufmerksamkeit würdig hält, als ihr Geld."

Man erlaube mir, daß ich dieß mit andern Worten sage.

Jeder Mensch kan, durch kluge Erziehung und weise Geseze, zu einem guten Bürger gebildet werden; seine Religion kommt dabei nicht in Betrachtung: denn, weil unter allen Himmelsstrichen tugendhafte Leute gefunden werden; so folgt daraus, daß dieß nicht möglich wäre, wenn die Tugendgrundsäze aus keiner andern Quelle, als einer alleinbeseligenden Religion geschöpft werden könnten. — Wenn aber Bösewichter erst mit der Vorstellung einer flammenden Ewigkeit im Zaum gehalten werden müßen, während dem ihnen die Religion sagt, daß sie noch am Rande des Grabes sich unter allen Umständen durch schleunige Bekehrung das Paradies zueignen können, anstatt, daß gute und weise Geseze, und eine wachsame Polizei den Lastern am sichersten vor-

vorzubeugen vermögend wäre, ohne erst auf die zweideutige Wirkung der Religion zu warten: so ist dies ein zulänglicher Beweis, daß die politische Regierung zur Bändigung des Lasters nicht die beste Maasregeln ergreift, folglich mangelhaft ist. —

Vorausgesezt also, daß weise Gesezze gewiße Wirkung thun; die Wirkungen der Religion aber desto ungewißer sind, je weniger man einen gleichguten Religionsunterricht voraussezen darf: so ist es lächerlich, Anhängern verschiedener Glaubensbekäntniße nicht gleiche Rechte genießen laßen zu wollen, da sie doch zu gleich guten Bürgern gemacht werden könten.

Will der Staat betriebsame Bürger haben; liebt er reiche Unterthanen; so muß ihm doch wenigstens an ihren Personen eben so viel gelegen seyn, als an ihrem Gelde: ist ihm aber an der Person selbst wirklich im Ernst etwas gelegen; so muß er dieses dadurch beweisen, daß er ihnen völlige Gewißensfreiheit einräumet, ohne sich im übrigen etwas darum zu bekümmern, ob er sein Gesicht beim Beten nach Mekka, Genf oder Jerusalem richte.

Was

Was die andern sich zu widersprechen scheinende zwei Stellen anbetrift; so verhält sichs damit also: Alle Menschen haben gleiche Rechte von Natur. Sie traten in Gesellschaft, und opferten einen Theil ihrer natürlichen Gerechtsame der gemeinschaftlichen Sicherheit, oder dem gesellschaftlichen Vortheil zulieb auf. Weil aber einer so viel aufopferte als der andere; so sind mithin die Rechte der Menschen auch noch in der Gesellschaft die nämlichen.

Es ist schon oft bewiesen worden, daß die Verschiedenheiten der Religion das gesellschaftliche Wohl nicht hindern; folglich darf man es wohl die beschwerlichste Beeinträchtigung der natürlichen Gleichheit nennen, wenn die Glieder der Gesellschaft, wegen einer, im politischen Betracht unbedeutenden, Nebensache, die nur für sie allein Gewißenssache ist, gekränkt werden. — Fürwahr, hier sehe ich nichts ungereimtes. Der Staat ist ja nicht in der Kirche, sondern diese in jenem. Der Staat hat seine besondere Zwekke: die Religion auch ihre besondere. Die besondere Zwekke

ke mehrerer Religionen können erreicht werden, während dem der Staat, im Ganzen genommen, seinen eigenen Zwek ebenfalls erreicht. Warum solte denn also bei dieser Beschaffenheit der Sache die Religion eine im politischen Betracht unbedeutende Nebensache nicht genennet werden mögen, weil sich weise Staatsgesze befolgen laßen, ohne daß man darüber seine Religion verabsäumen müßte?

Freilich sage ich §. 24, „was auf den innern glüklichen Zustand der Familien Einfluß hat, macht einen Gegenstand der Staatsaufmerksamkeit aus.“ Dieses leztere aber hat eben so gut seine Richtigkeit, als das erstere.

Die Kritik meines Freundes schließt vielleicht so: Wenn es an dem ist, daß die Religion im politischen Betracht nur eine unbedeutende Nebensache sei; so hätte sich der Staat um dieselbe freilich nicht zu bekümmern. Nun sagen aber die Wahrscheinlichkeiten selbst, daß dasjenige, was auf den innern glüklichen Zustand der Familien Einfluß habe, einen Gegenstand der Staatsaufmerksamkeit ausmache;

nun hat die Religion wirklich auf den innern Familienzustand Einfluß: folglich ist es entweder falsch, daß die Religion nur eine unbedeutende Nebensache sei; oder, wenn es wahr ist, so macht die Religion keinen Gegenstand der Staatsaufmerksamkeit aus, weil sie, als Nebensache, den Staat gar nichts angeht. —

Ein scheinbarer Schluß: aber deßwegen nicht minder falsch!

Sobald die Religion auf den Zustand der Familien Einfluß hat, sobald hat sie auch Einfluß auf den Staat, weil viele einzelne Familien den Staat ausmachen: aber sobald dieß leztere ist, so treten die Rechte des Staats auf die Rechte der Religion ein.

Ich habe in den Wahrscheinlichkeiten erwiesen, daß die verschiedene Religions-Erziehung der Kinder von einerlei Alter das Glück der Familien und ihren Ruhestand untergrabe: unglükliche Familien machen den Staat so wenig glüklich, als viele Nullen eine Zahl geben. Folglich ist es ja unläugbare Pflicht

der

der gesezgebenden Klugheit, die Gesetze so abzufaßen, daß die Ruhe der Familien aufrecht erhalten, die Religion selbst weder von der einen noch der andern Seite angetastet, überhaupt, auch der entfernteste Anlaß vermieden werde, wodurch Uneinigkeit und Misvergnügen sich in die friedliche Wohnungen des Bürgers einschleichen könnte.

Wenn nun der Staat verordnet, daß Kinder beiderlei Geschlechts die Religion des Vaters, nicht aber der Mutter ihre, annehmen solte: so ändert dieses Gesez in der Religion der Mutter im geringsten nichts; sie bleibt eine, im politischen Betracht unbedeutende, Nebensache, insofern über sie, als einen, dem allgemeinen Ruhestand untergeordneten, Gegenstand hinweggesehen wird: weil aber das möglich = gröste Glük der Familien dem Staate unschäzbar seyn muß, indem der ruhige Genuß des Daseyns den gesellschaftlichen Zwek ausmacht; so ist jenes Gesez weise, welches alle gefährliche Verdrießlichkeiten in den Familien abschneidet, mithin die Hauptabsicht aller Gesellschaftsmitglieder erreichen hilft,

hilft, und diejenige Hinderniße aus dem Weg räumet, welche auf der gebahnten Heerstraße zur Menschenbeglükung als Stein des Anstoßes vorkommen.

Man darf es ohne Bedenken als eine probhaltende Regel ansehen, daß die Religion so oft als Nebensache behandelt werden dörfe, als sie der öffentlichen Glükseligkeit im Wege stehet. — Säze von dieser Art müßen durch Beispiele anschauend gemacht werden, weil es der orthodoxen Stümper so viele giebt, welche das — Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes — so weit ausdehnen, daß sie über der überirdischen Sorge die Welt vergeßen, und beim täglichen Streben nach dem, was oben ist, ihren Mitbrüdern zur Last fallen; oder welche zu glauben schwach genug sind, daß das gepriesene Reich Gottes in einem Bündel so oder anders geordneter Kirchengebräuche bestehe. —

Man denke sich den Fall, daß einem Regenten ein einsichtsvoller Minister vorgeschlagen werde, der in sich alle gute Eigenschaften vereini-

einige, der Erwartung des Fürsten zu entspre-
chen, und seinem hohen Posten Ehre zu ma-
chen. Nur wäre noch der besondere Umstand
vorhanden, daß er nicht jenes kirchliche Mal-
zeichen an der Stirne trüge, welches man un-
ter dem Namen der herrschenden Religion ken-
net: so entstehet die Frage, ob es klug ge-
handelt wäre, wenn der Regent lieber einen
guten Minister weniger, als in seinen Dien-
sten einen erleuchteten Mann hätte, der nicht
Schibboleth sagen kann?

Die ganze vernünftige Welt wird ein
einstimmiges Nein ausrufen; denn, eben da
trit der Fall ein, wo die Religion als Ne-
bensache betrachet werden muß, weil sie, als
Hauptsache behandelt, eine unabsehbare Reihe
guter Anstalten, mit allen wohlthätigen Neben-
zweigen, vertilget, hingegen eben so vielen
verkehrten Anordnungen zum Daseyn verhilft,
als auf der andern Seite Gutes hätte gestiftet
werden mögen, wenn man nicht das zum
Haupterfordernis des Mannes gemacht hätte,
was nur ihm, sonst Niemanden, wichtig,
folglich auch für Jederman, außer ihm, —
Nebensache ist.

Wer die Sache aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird sich sogleich zu überzeugen wißen, daß der scheinbare Widerspruch nicht sowohl in meinen Säzen selbst, als vielmehr in der Darstellung meines Rezensenten liege.

Hiermit glaube ich nun die mir vorgelegte Zweifel gelöset zu haben: ich entledige mich zugleich meiner Dankesobliegenheit gegen jene Freunde, die mir selbige gefälligst eröfneten, mit derjenigen Wärme, die man den Beförderern der Wahrheit schuldig ist. — Zwar habe ich mehrere angefochtene Stellen bezeichnet, worüber es meine Pflicht wäre, noch weiter etwas zu sagen: allein, da ich ohnehin schon befürchten muß, daß dieser Vorbericht für viele meiner Leser etwas zu groß dörfte ausgefallen seyn; so breche ich mit der Beruhigung ab, daß ich vielleicht auch da schon reine Wahrheiten gesagt habe, wo ich lediglich die Wahrscheinlichkeiten theils berichtigen, theils noch genauer auseinander sezen wolte.

Geschrieben um die Leipziger Oster-Meße 1786.

Das Lotto,

im wahren Gesichtspunkte betrachtet.

Den Gönnern und Beförderern deßelben

gewidmet.

Die Wahrheit hat keine andre Feinde, als die Feinde des gemeinen Bestens: die Bösen allein widersezen sich der Bekantmachung derselben.

Helvet.

Die schönsten Mädchen der Vorzeit waren die drei Töchter des Achelous: reizend waren sie von Gesicht, und anmuthig tönte ihr Gesang. Diese Vorzüge machten die schönen Sängerinen stolz, und ärgerten dadurch die Musen, welche in der Musik den ausschliessenden Besiz behalten wolten. Damals war es der Gottheiten Lieblings-Züchtigung, durch Verwandlungen der Gestalten den Menschenkindern ihre Macht zu zeigen. — Im Rathe der Musen ward demnach beschloßen, die aufgeblasne Mädchen von der Mitte des Leibes abwärts in Fische zu verwandeln, und ihnen zu ihrer desto größern Demüthigung die Schönheit des Oberleibes und die Anmuth des Gesangs zu laßen. — Die entehrte Halbfräulein suchten ihre Schande mit den Meeresfluthen zu bedeken, und ihren Unwillen an dem Unglük der Seefahrer abzukühlen. Sie

wurden Meerräuberinen: lokten durch die Anmuth ihres Gesangs und ihrer Reize die Vorbeifahrende an sich; schläferten sie ein, und zerrißen sie. — Ulyßes, um sicher vorbeizuschiffen, verstopfte seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, sich selber aber ließ er an den Mastbaum bevestigen. — Orpheus besiegte sie mit der Leyer: sie entleibten sich aus Stolz, als sie sich von einem größern Tonkünstler überwunden sahen.

Diese Fabel, auf unsre Zeiten angewendet, würde ungefähr mit unverblümten Worten also lauten. Die Verwegenheit der Menschen stieg, nach vielen gelungenen Versuchen, so hoch, daß sie nicht nur Tinkturen erfinden wolten, wodurch sie ihr kurzes Leben auf Jahrhunderte verlängern könnten: sie wagten es auch, die Bestandtheile der Erze, wider die Bestimmung der Natur, zu Gold zu zwingen. Armuth war das Loos der verblendeten Goldköche, welche nicht wißen wolten, daß sie zu schwach wären, als der Natur ein Geheimnis abzuloken, welches, nach den Gesezen der ewigen Weisheit, sorgfältig.

bewah-

bewahrt bleiben müßte; welche nicht begriefen, daß die Grundstoffe der Metalle, ohne Schöpferskraft, zu Bestandtheilen anderer Metalle nicht umgeschaffen werden können. Der gedemüthigte Stolz der Frevler hieß sie auf ein anderes Mittel denken, um sich an dem Eigensinne der Natur, durch das Unglük der Menschheit, zu rächen; auf ein Mittel, wodurch Jederman reich zu werden hoffen könnte, um sich durch den Zaubergesang der glänzenden Möglichkeit auf Rechnung Anderer zu bereichern, nachdem sie es nicht dahin bringen konnten, der unbeugsamen Natur in ihre Werkstätte zu bliken. Und, Menschheit schaudre! — das Lotto ward erfunden.

Es ist ein seltenes Glük, mit Ulyßens Behutsamkeit den schimmernden Lokungen des betrüglichen Lotto zu entfliehen. Tausende stranden an dieser Sirenenklippe, und von Zehntausenden rettet sich kaum einer vor der Gefahr, in den Glükswogen seinen Untergang zu finden. — Noch hat sich kein Orpheus gezeigt, deßen Töne diese Strafruth der Menschheit gezwungen hätte, sich ihrer meuchelmörderischen Züchtigung zu schämen.

Die

Die bekanteſten Zahlen = Lotterien treiben ihren Unfug dermalen in Baiern, Brandenburg, Braunſchweig, Darmſtadt, Hanover, Köln, Mainz, Meklenburg, Naßau, Oeſterreich, Pfalz, Wirzburg, Zweibrüken, und Gott weis wo ſonſt noch mehr. Solte ſich durch den folgenden freimüthigen Aufſaz Jemand betroffen fühlen, der mag es ſich ſelbſt, nicht mir, zuſchreiben, beſonders, da ich es weder allein, noch der erſte bin, der über dieſes tiefgewurzelte Uebel Jeremiaden anſtimmet.

Und, wenn ich auch nicht ganz im Stande bin, das Lotto von ſeiner ſchmuzigen Seite zu ſchildern, die es, nach dem Beiſpiel der heuchleriſchen Sirenen, ſorgfältig verheimlichet: ſo ſchäze ich mich doch glüklich, bei der Unwahrſcheinlichkeit des Siegs, daßelbe in ſeine Schlupfwinkel, ſo weit es möglich iſt, verfolgt zu haben: denn, die kleinſte Wunde, die man dieſem Abgott der Leichtglaubigen beibringt, träufelt Segen für die bethörte Menſchheit!

Das Lotto.

Je gröſser die Verwüſtungen ſind, die ein ausgetretener Fluß durch ſeine wild daher ſtrömende Wogen anrichtet, wenn er die Ufer unterhölt, die Brüken zerſchmettert und in ihren Grundpfeilern erſchüttert, Häuſer einſtürzt und Felder verheeret: deſto bereitwilliger wird man, ſein Beet zu erweitern, ſeinen ſtolzen Wellen Dämme entgegen zu ſtellen, die Brüken gegen ſeine Wuth zu beveſtigen, und überhaupt ſolche Vorkehrungen zu treffen, die eine kluge Polizei den Umſtänden der Sache für angemeſſen hält.

Unſtreitig aber handelt diejenige Polizei noch weit behutſamer, welche den Ausbruch des Flußes nicht erſt abwartet, ſondern einem möglichen Unglük zuvorkommt. Sie iſt gewohnt, kleine Summen aufzuopfern, um gröſsere dardurch zu erſparen. Sie weis es, daß

es der höchste Grad von Thorheit ist, das äußerste Verderben erst abzuwarten, bevor man über die Mittel denkt, wie daßelbe zu verhüten gewesen wäre. —

So verfuhr, nach Razebergers Bericht, der Rath einer Stadt, die man bisweilen für ein Gegenbild des alten Abdera ausgiebt. Eine wüthende Feuersbrunst hatte die Wohnsize vieler Bürger aufgezehrt, weil die Feuerspriezen in einem unbrauchbaren Zustande sich befanden, und zum Löschen gar nichts taugten. Dieß erwekte Murren und laute Klagen; weswegen auch der Rath verordnete, daß in Zukunft die Feuersprizen jedesmal vierundzwanzig Stunden eher in brauchbaren Stand gerichtet werden solten, bevor eine Feuersbrunst entstehen würde.

Das Lotto verdient seiner Zerrüttungen wegen, die es unter der bürgerlichen Gesellschaft anstiftet, mit einem ausgetretenen Strom verglichen zu werden, an deßen Ufern man ruhig dahin wandelt, bis er endlich Tod und Verderben um sich verbreitet, und gleichsam die

die verächtliche Sorglosigkeit rächet, mit der man seinen stillen lang gedrohten Grimm behandelt hatte.

Keine Leidenschaft des Menschen ist älter, keine allgemeiner, keine reizbarer, als die Begierde — reich zu werden. Diese Leidenschaft ist die Quelle des Neids, der Ungerechtigkeit, der Unterdrükung: sie richtet auch nicht selten diejenige zu Grunde, welche so unvorsichtig sind, sich von derselben völlig bemeistern zu laßen. Diese Leidenschaft gleicht einem Meere, worauf sich die ganze Menschheit herumtummelt; sie ist eben so gefräßig, und unersättlich wie dieses: und obgleich beede Eigenschaften Jedermann bekannt sind; so muß man doch über die Sorglosigkeit staunen, mit der sich die Menschen dieser ihrer Lieblingsneigung zu überlaßen gewohnt sind.

Die Begierde nach Reichthum ist einem jeden Sterblichen in die Seele gedrükt. Man will zwar Beispiele gesehen haben, die das Gegentheil außer Zweifel sezen: ich erkläre aber diese vorgebliche Beispiele für falsch, weil man

man sie nicht von allen Seiten betrachtet haben mag. — Selbsterhaltung ist die erste und gröste Angelegenheit des Menschen. Mit der Sorge für die Nothdurft fängt er seine Thätigkeit an, und höret nicht selten mit Weichlichkeit auf. Sie ist die Mutter des allgemeinen Bestrebens, jene Mittel zu vervielfältigen, wodurch unsre Selbsterhaltung gesichert wird. Macht, Ehre und Reichthum sind es, von denen man weis, daß sie jenen Naturtrieb, von dem die Rede ist, am wenigsten unbefriedigt laßen: mithin kann es uns nun kein Räthsel mehr seyn, warum Reichthum der Zwek der meisten Wünsche ist — er bewirkt dasjenige allein, was Ehre und Macht kaum in Verbindung miteinander zu bewerkstelligen vermögen.

So lange man die Natur des Menschen sich zu erforschen Mühe giebt, so lange ist es außer Zweifel, daß er auf dieser Seite am schwächsten ist. — Das Verderben ist so weit gestiegen, daß man diejenige klug nennt, welche es in der Kunst, die schwache Seiten der Menschen auszuspüren, am weitesten gebracht

bracht haben. Sie zu finden war nicht schwer. Man entdekte gar bald, daß sie sich durch die Hofnung, reich zu werden, eben so leicht ins Nez bringen ließen, wie die Vögel, die nur die aufgelegten Speisen, nicht aber auch die Schlingen sehen, welche sie ihrer Freiheit zu berauben in Bereitschaft liegen.

Die feine Kunst eines Italieners, mit dem französischen Luxus im Bunde, diese waren es, welche die Lotterien ausbrüteten, die bekantlich von Lorenz Tonti im Jahr 1657 zu Paris am ersten sind eröfnet worden.

Man hat sich lange gestritten, ob die Erfindung des Schießpulvers mehr schädlich als nüzlich sei? Indeßen scheint es gewiß zu seyn, daß die Kriege nimmer so verheerend, und die Schlachten nicht mehr so blutig sind, seitdem es Mode geworden, das kunstmäßige Schlachten der Menschen auf einen regelmäßigern Fuß zu behandeln. Ich habe mir vorgenommen zu zeigen, daß Lotterien ein staatsverderbliches Uebel sind, das in keiner wohleingerichteten Gesellschaft zu dulden ist, weil

es von keiner Seite nichts empfehlendes hat. Wenn also Barthold Schwarz noch einige Nachsicht verdient, so gebührt dem Genueser gar keine, welcher Europa zuerst das Uebel der Lotterie kennen lernte.

Es läßt sich aus den vorangeführten Grundsäzen erklären, wie leicht es dieser ökonomischen Pestseuche gefallen seyn müße, beinahe alle Staaten mit seiner schimmernden Außenseite zu bezaubern, und unvermerkt zu vergiften. — Es ist ein schleichendes Uebel, bei dem man eben so leicht ins Verderben hinabglitscht, wie derjenige, so im Schnee schläft, seinen Tod findet, ohne die Gefahr zu kennen, mit der er seinen lezten Kampf kämpft. — Man müßte in Familiengeheimniße eindringen, um die Fortpflanzung und Ausbreitung eines Unglüks kennen zu lernen, das man nur um deßwillen so streng zu verheimlichen sucht, weil man sehr schwer daran kommt, eine Hofnung fahren zu laßen, die unter der Hand noch immer das Stekenpferd der Einfältigen ist: die man am Ende eben so sehr verwünscht, als man sie von Anfang in Erfüllung

zu bringen auf Rechnung seines Vermögens sich bestrebte.

Wenn ich vor meinem Fenster etwas ausstelle oder hinaushänge, von dem man glaubt, es könnte auf die Straße fallen, und einen Vorübergehenden beschädigen: so hat ein jeder, der es sieht, das Recht, mich zu warnen. Verfängt diese Warnung nichts, so darf ich mit größtem Fug darzu gerichtlich angehalten werden, weil es Pflicht des Staats ist, für die öffentliche Sicherheit nicht nur, sondern auch dafür zu sorgen, daß kein Einzelner durch die Nachläßigkeit oder Unvorsichtigkeit eines Andern möge zu Grunde gerichtet, oder auch nur beschädigt werden. Bei dieser ins Kleine gehenden Sorgfalt aber schämt man sich nicht, dem Untergang der Familien durch das verderbliche Lotto unbekümmert zuzusehen, und sogar dieses abscheuliche Gift, das einen langsamen bürgerlichen Tod nach sich zieht, öffentlich und unter höchstem Schuze verkaufen zu laßen.

Der Staat, welcher Zahlen-Lotterien duldet und beschüzet, geht bisweilen noch wei-

weiter, wenn er eigennüzig genug ist, sich mit den Unternehmern jener abscheulichen Spiele in den Gewinnst zu theilen, den man unter dem höchsten Schuz des Landesregenten durch tausendfache Anlokungen den Unterthanen abzudrüken kein Bedenken trägt; oder wenn er gar auf eigene Rechnung ein Lotto errichtet. —

Wenn es eines der niedrigsten Vergehen ist, seinem Nebenmenschen das Seinige mit Gewalt zu nehmen, gegen welche er sich noch vertheidigen kann; so ist der Kunstgrif der unverantwortlichste, sich dasjenige mit List zuzueignen, was man auf andere Art zu bekommen nicht Miene machen darf.

Ich weis es wohl, man beruft sich auf die Freiheit der Einsezenden, ihr Glük im Lottospiel nach eigener Wahl zu versuchen, oder sich davon entfernt zu halten. Man sucht sich damit zu entschuldigen, daß, gleichwie es beim Kauf und Verkauf einer Waare etwas erlaubtes sei, diese nach Gutbefinden anzupreisen, und die Willkühr des Abnehmers nach dem Vortheile des Verkäufers zu bestimmen: eben so

könne auch daran nichts schimpfliches seyn, die Liebhaber zu dieser besondern Art eines Glükshandels einzuladen. Allein, dieser Entschuldigungs-Grund findet nicht Statt; theils weil das Lotto blos die Hofnung, und keine Waare feilbietet, theils weil es sehr leicht, aber eben deßwegen um so verächtlicher ist, von den Schwachheiten seines Nebenmenschen Vortheile zu ziehen, und sich den Weg dazu durch blendende Aussichten zu eröfnen: deßen nicht zu gedenken, daß die im Lotto feilgebotene Hofnung äußerst trüglich ist.

Vielfältig beruhet der große Zulauf zu Glükspielen auf der falschen Meinung, daß die Vorsehung sich der Lottospiele als eines Mittels bediene, dem, der es wert sei, ein Glük zuzuführen: wenigstens ist die Vorstellung nicht selten, das Lottospiel sei die Krambude der Göttin Fortuna, die, weil sie als eine blinde Dame vorgestellt wird, ihre Gaben bald diesem, bald jenem zuwende, ohne daß man besondere Verdienste brauchte, um zu ihrem Günstling erhoben zu werden.

Zu läugnen ist es nun freilich nicht, daß schon hie und da Jemand in der großen Welt ein kleines Licht geblieben wäre, hätte er nicht durchs Lotto sein Glük gemacht. Noch weit gewißer aber ist es, daß mancher durch eben daßelbe von der ehrenvollen Stufe eines wohlhabenden, der Gesellschaft nüzlichen Mannes, zur Klaße der Bettler und der Taugenichtse hinabgesunken. Ein würdiger Reichthum sezet eine würdige Erwerbungsart voraus: der aber, welcher seinen Wohlstand nur allein dem Glüksspiele zu verdanken hat, ist in den Augen jedes ämsigen Bidermanns eben so verächtlich, wie der, welcher auf dem Geldsak seiner Anherrn schwelget, während dem ihm alle Talente gebrechen, im Nothfall einen brauchbaren Mann zu machen. Zudem ist der leztere noch eher zu entschuldigen, weil er seine Schazkammer gemeinnüzig macht, und den Geldumlauf befördert: jener aber mus sein Geld mit dem demüthigen Bewußtseyn einstreichen, daß seine gewonnene Amben und Ternen nicht würden haben ausbezahlt werden können, wenn nicht Tausende seiner, durch eine fehlgeschlagene Hofnung getäuschter, und an

den

den Bettelstab gebrachte Mitbürger ihre ganze Habseligkeit aufgeopfert hätte, und nun zur Strafe ihrer Thorheit — darben müßten.

Freilich ist ein solches Unglük der leztern desto wohlverdienter, weil es selbstgemacht ist: wie kan aber dieses einem Andern zur Beruhigung gereichen, den vielleicht das nämliche Schikfal getroffen, wenn nicht der blinde Zufall ihn an dem äußersten Rande des Verderbens noch in Schuz genommen, und ihm ein Glük zugeworfen hätte, das eben so wenig verdienstlich für ihn, als die Armuth des erstern bemitleidenswerth ist?

Es ist eine sehr unangenehme Erscheinung, bei allen offenen Briefen und Befehlen des Fürsten der väterlichen Sorgfalt Erwähnung thun zu sehen, die ihm seine Verordnung eingeflößt haben solle. Aber wie unendlich tief wird der Begriff von jener hochbelobten väterlichen Sorgfalt herabgestimmt, wenn der Vatersnahme des Fürsten eine Bande frevlerischer Glüksritter berechtigt, unter seinem Schuze die Unterthanen an allen Eken zu brand-

schazen, und sie aus nüzlichen Gliedern der Gesellschaft zu ausgesogenen Bettlern umzuschaffen.

Unternehmer einer öffentlich berechtigten Lotterie laßen sich am allerbequemsten mit einer Horde Freibeuter vergleichen, nur mit dem Unterschied, daß diese nur in Kriegs- jenes aber zu allen Zeiten ihre Geschäfte treiben: diese suchen ihren Erwerb mit Gewalt; jene mit List: diese sind eine fürstliche Geißel gegen Feinde; jene gegen Landeskinder: vor diesen kann man fliehen; jene aber schiken ihre Herolde in alle Winkel, preisen die ausgehobene Gewinste an, und verschweigen sorgfältig die vergebens eingesezten Summen: diese werden bisweilen durch das Jammern der Unschuld zum Mitleiden bewogen; jene haben die Sitten der Ablaßverkäufer des sechzehnten Jahrhunderts angenommen, weil sie ihr Ohr höchstens dem Silberklange öfnen, der in ihrer Geldbörse bei jeder Einnahme wiederhallet: wenn diese bisweilen die Gestalt eines Grausamen ablegen, so geschieht es zur Ehre ihrer Empfindlichkeit; wenn aber jene ihre Börsen zur Bezahl-

zahlung der Gewinste öfnen müßen, so knirschen sie über einen Kontrakt mit den Zähren, der ihnen, vielleicht im tausendsten Falle, die Nothwendigkeit auflegt, den zusammengedrängten Schweis geprellter Leute zum Theil wiedr herauszugeben.

Unvorsichtig, ich will nicht sagen gefühllos, müßten diejenige Aeltern seyn, die ihre Kinder gleichgiltig und mit kaltem Blute auf dem Eise spielen sehen könnten, worunter ein Wirbel tobet; oder wenn sie ihnen den Gebrauch des Bades in einem Fluß neben einer Untiefe gestatteten. Sei es auch, daß man sich an dieser Stelle keines Unglüks zu entsinnen wüßte; so fordert es doch die Pflicht der Vorsichtigkeit, ihnen die Regel zu Gemüthe zu führen, daß der, so sich in Gefahr begibt, darinn gemeiniglich auch umkomme. Nun aber bestätigt es die Erfahrung, daß Hunderte ihr Vermögen beim Lotto gänzlich einbüßen, bis etwa Einer dabei sein Glük macht. Warum soll sich denn nun die Vorsicht der Regierung nicht auf jene neunundneunzig erstreken, die ihre Habseligkeit auf

das trügliche Eis der Glüksspiele bringen, die desto mehr Sicherheit zu gewähren scheinen, je mehr man durch die denselben ertheilte höchste Privilegien gedekt zu seyn sich schmeichelt! Wo bleibt unter diesen Umständen die landesväterliche Vorsorge des Regenten, der es doch wißen muß, was seinen Unterthanen im Ganzen nüzlich oder schädlich ist? Weis er dieses nicht; so enthalte er sich eines angemaßten Ruhms, den er nicht verdient; weis er es aber, so verwende er das von der Vorsehung ihm verliehne Ansehen zum Besten derer, die sich nicht im Stande fühlen, das zu prüfen, was für sie gut oder schädlich werden kann.

Man wird mir vielleicht entgegen halten, daß sich die Würde der Gesezgebung nicht auf alle unbedeutende Handlungen einlaßen könne, die der Unterthan vornimt, und die er, als Eigenthümer seines Hausweſens, so oder anders einrichten kann. Ueberdieß verhalten sich die Unterthanen zu ihrem Regenten nicht in allen Fällen wie Kinder zu den Aeltern; folglich könne die Sorgfalt jener nicht so sehr ins Kleine gehen, wie dieser ihre Aufmerksamkeit,

keit. Nächstdem haben es die Gesetze mit erwachsenen und verständigen Leuten zu thun, deren Verrichtungen nicht auf allen Wegen und Stegen von dem Gängelbande des Fürsten geleitet zu werden brauchten.

Dieser Gegenhalt hat viel wahres, aber er ist deßwegen nicht weniger unzureichend. Warum befiehlt man bei steilen Abhängen auf Landstraßen den Gebrauch der Sperrketten? Etwa deßwegen, weil die Landespolizei glaubt, daß die Fuhrleute nicht soviel Einsicht von selbst hätten, sich vor der Gefahr zu hüten? — Nein, sondern darum, weil der Fall möglich ist, daß unter mehreren Vorsichtigen auch ein Unvorsichtiger sich finden könnte, der ohne gesezliche Vorkehrung diese Sorgfalt unterließe. — Warum erlaubt es die Wienerpolizei nicht, sich in der Donau nach eigenem Gutbefinden zu baden? Etwa darum nicht, weil sie es mit solchen Leuten zu thun zu haben glaubt, denen das Ertrinken im Waßer eben so gleichgiltig ist, als das Betrinken im Ofner Wein? — Nein, sondern darum, weil sich unter vielen Vorsichtigen hie und da auch

Einer finden könnte, der, aus Leichtsin, unvorsichtig genug wäre, sich der Gefahr des Zugrundegehens aufzuopfern. — Warum steht es den Freuden-Mädchen zu Berlin nicht frei, sich solange im Venushaine zu erlustigen, als es ihnen selbst beliebt? — Etwa darum nicht, weil die Gesundheitskommißion befürchtet, Ihre feile Zärtlichkeiten möchten den Gönnern von dergleichen Anstalten — entleidet werden? — Nein, sondern darum, weil man eine Sorgfalt von dieser Art der allgemeinen Gesundheit für zuträglich erachtet; indem man nicht ohne Grund, sondern nach Erfahrung vermuthet, mancher Unbesonnene möchte sich so weit vergeßen, einen lebenslänglich siechen Körper für den dürftigen Genuß eines Augenbliks zu erkaufen. —

Unzählige Fälle könnten noch angeführt werden, wo das Wohl des größern Haufen durch gesezliche Vorkehrungen geleitet wird, wo er sich, mit der gehörigen Einsicht, selbst leiten könnte. Mithin ist es auch um so unerklärbarer, warum man gerade die Lottospiele keiner solchen Aufmerksamkeit werth erachtet, sondern

sondern denselben vielmehr noch beförderlichen Vorschub thut. Will man redendere Beispiele von dem Verderben haben, das es in den Eingeweiden des Staats anrichtet, als diejenige sind, welche man täglich vor sich sieht? Oder will man noch so lange warten, bis der Schaden ganz unheilbar ist?

Es ist doch in der That eine wunderbare Erscheinung, daß man bisweilen die verkehrteste Wege einschlägt, um einen Zwek zu erreichen, der schon deßwegen unerreichbar ist, weil man sich verkehrter Mittel bedient. — Versorgungsanstalten für Arme sind lobenswürdig: jene Vorkehrungen aber sind unstrittig vortreflicher, die dem Ausbruch der Armuth zuvorkommen. Das in den Oesterreichischen Landen eingeführte Armeninstitut kann unmöglich das wieder gut machen, was das zu sehr begünstigte Lottospiel verderbt: der Unbilligkeit nicht zu gedenken, daß eine Gesellschaft darzu privilegirt ist, der Armenzunft neue Mitglieder zu liefern, um durch sie auch noch jene in Kontribution zu sezen, welche klug genug sind, sich vom Lotto unmittelbar niemals täuschen zu laßen. —

Der Regent, der das Lotto duldet, verstattet eine gedoppelte Unbilligkeit, einmal, weil er eine verkappte Bande den Unterthanen das Mark aussaugen läßt; sodann, weil die gesunde Glieder die Obliegenheit haben, die untauglich gewordene sich zur Last fallen zu laßen. Daher rührt es auch gröstentheils, wenn es mit den Armenanstalten je länger je weniger recht fort will!

Wenn ein Bürger sich so weit vergißt, aller Warnungen ungeachtet, ein verschwenderisches Leben zu führen, und seine Vermögensmaße mit Schulden zu belasten, die er am Ende nicht mehr abführen kann: so wird er öffentlich für einen Verschwender erklärt, und ihm sofort die Gelegenheit abgeschnitten, eine Lebensart fortzuführen, die für ihn und für Andre nothwendiger Dingen gefährlich werden muß. Würde er aber seine ganze Habseligkeit dem Lotto in seinen allesverzehrenden Schlund werfen, so hätte er schwerlich das Unglük zu befürchten, seinen bürgerlichen Tod allenthalben ausposaunen laßen zu müßen. Niemand kan die Partheilichkeit verkennen, womit in

dem

dem einen oder im andern Falle zu Werke gegangen wird.

Der, deßen Vermögen in den Gant kömmt, wird nach Maasgabe der Schuld gestraft, die er an seinem eigenen Umsturz hatte: wenigstens solte ein vorsezlicher Gantmann jedesmal mit dem Verlust seiner Ehre gedemüthigt werden, wie es in Frankreich mit den adelichen Herrchen geschieht, die bei ihrem ersten Luftflug in die große Welt ihre wächserne Flügel, wie Ikarus, vergeßen. Aber, man erlaube mir zu fragen, worin eigentlich der Milderungsgrund für den Lottospieler liege, wenn er mit jenem in einen gleichen Fall kömmt? Etwa darin, weil er so wenig, wie derselbe, das Glük nach seinen Wünschen lenken konnte? — Nein, sondern darin, daß einer eben so schlecht spekulirte wie der andre. —

Zwar ist es bisweilen auch an dem, daß unhintertreibliche Schikſale und Unglüksfälle den Vermögenszerfall eines an sich unsträflichen Mannes beschleunigen: aber in dieser Hinsicht verdien-

verdiente der Lottospieler eine empfindlichere Strafe, weil er sein hintertreibliches Unglük nicht vermieden hat. — Doch, was sage ich da von Strafen! Solte der wohl strafbar seyn, der sein Glük bei einer Bude suchte, die mit landesherrlichen Privilegien versehen ist? — Fühlst du es noch nicht, gesezgebende Macht! daß du deinen Unterthanen selbst den Dolch verschafft, womit sie sich das bürgerliche Leben rauben?

Die meiste Reisebeschreiber finden es abscheulich, wenn sie in einigen Städten Italiens gewiße Schilde erblikken, wodurch man eingeladen wird, sich um wohlfeileren Preis, als anderwärts, kastriren zu laßen. Dem christlichen Jahrhunderte — und, was noch merkwürdiger ist, — der Kirche war es vorbehalten, eine Gewohnheit fortzupflanzen, durch welche Menschen verstümmelt, und aus der Liste menschlicher Wesen gleichsam ausgestrichen werden.

Es ist wahr, zur Demüthigung des christlichen Oberhaupts seis gesagt, mitten im

Gebie-

Gebiete der Kirche sah' man die Mezelbank zu einer Operation errichtet, die um so grausamer ist, weil sie mit einem Schnitt ganze Generationen tödtet: und, zur Ehre unsers deutschen Vaterlands seis gesprochen, man ließ diese unnatürliche Gewohnheit der Wälschen nicht über die Gränze kommen; denn, wir wißen, was ein Mann ist, und schäzen ihn.

Doch wir sind vor unserer mittäglichen Nachbarschaft nicht durchaus unangesteckt geblieben; eine andere Pestseuche hat sich von ihnen zu uns herübergeschlichen, die sich von der Kastration nur dadurch unterscheidet, daß sie ganze Generationen nicht tödtet, sondern nur — arm macht. Dieses glänzende Mittel, auf dem Weg nach Reichthümern unvermerkt an den Bettelstab zu kommen, wird, wie jenes zu Ravenna, offentlich feil geboten, und unter landesherrlichen Schuzbriefen an allen Eken und Enden verhandelt.

Zwar ist die Kastration verabscheuungswerth, weil sie ganze Reihen von Menschen aus-

austilget: ich bin aber zweifelhaft, ob es nicht vielleicht eben so grausam ist, künftige Bürger des Staats in den Keimen ihrer Aelter zu Bettlern zu machen. Jene löschet mit dem Leben das mögliche Elend zugleich aus: diese schont zwar des Lebens; aber sie überhäuft es im Voraus schon mit künstlichen Uebeln.

Wenn wir keine andere Beweise von der Schwachheit des menschlichen Geistes hätten; so wäre schon allein die Gesezgebung hinlänglich, sich von seiner Verblendung zu überzeugen. Ueberall sind die Interessen, die sich der Glaubiger von seinem Schuldner reichen laßen darf, gesezlich festgesezt; überall ist es verboten, Zinse von Zinsen zu nehmen, damit die gewöhnliche Zinse nicht überschritten werden. — In den meisten deutschen Reichsländern sind die Interessen auf fünf oder sechs vom Hundert gesezt. Kaufleute und Wechsler übersteigen selten zwölf Prozente. Aber, man erstaune, die Lotteristen nehmen 16, 32, 54 — und 88 Prozente; nehmen sie unter obrigkeitlichem Schuz, die außerdem gegen alle Zinssteigerer nach gesezlicher Strenge zu Werke geht.

Welch ein unerklärbarer Widerspruch ist es, in dem einen Falle etwas verbieten, was man im andern nicht nur erlaubt, sondern sogar noch begünstigt! Da, wo ich offenbar wißen kann, daß mein Nebenmensch mit meinem Gelde hundert Prozente gewinnen wird, ist es mir untersagt, ein Interesse festzusezen, welches seinem Gewinste angemeßen ist: hingegen ist es den Lottohaltern unverwehrt, ihren landverderblichen Wucher aufs höchste zu treiben, ob es gleich ausgemacht ist, daß sie, neben ihrem unfehlbaren Rabbat, der ihnen durch die innere Lotterieeinrichtung gesichert ist, immer noch die grössere Wahrscheinlichkeit für sich haben, an den Einsezer gar nichts zu verlieren. Warum sieht man hier durch die Finger, wo es dem allgemeinen Besten gilt; warum privilegirt man eine Täuschung, die dem Publikum weit nachtheiliger ist, als ihm der Anatozismus niemals werden kann? Warum — doch ich will gelaßen weiter gehen!

Hazardspiele sind in den meisten Ländern, und, zu meiner Verwunderung auch da

ver-

verboten, wo das Lotto noch in seinem grö-
ßten Flor ist. Man hat meines Bedünkens
die gerechteste Ursache, ein Spiel zu untersagen,
wodurch ein wohlhabender Bürger in einer
Nacht zum Bettler werden kann. Solte es
denn aber nun dem Staate nicht gleichwichtig
seyn, ob der Bürger in Einer Nacht oder in
einer Reihe von etlichen Jahren zum Bettler
wird? Und, wenn ihm das eine wie das an-
dere am Herzen liegt; gewinnt es nicht das
Ansehen, als ob er nur unter dem Wege zum
Verderben einen Unterschied mache, und den
einen verdamme, während dem er den andern
stillschweigend billigt? — Ist es dem Regen-
ten darum zu thun, seine Bürger vom Ver-
derben zurükzuhalten, so kan er den einen
Weg nicht verdammen, den andern aber gut-
heißen, insofern beede gleich schädlich sind:
ist es ihm aber darum nicht zu thun, so er-
füllet er auch die Pflichten nicht, die ihm die
obhabende Sorge für das Wohl des Ganzen
und der einzelnen Theile vorschreibt: wenig-
stens ist es des Patrioten Schuldigkeit, ihn
mit dem Verderben des Volks und seiner Oblie-
genheit bekannt zu machen.

Kennt

Kennt man die Natur der Spiele überhaupt: so wird man es mir zugeben, daß sie auch nicht einmal alsdann nüzlich sind, wenn sie Gewinste bringen. Dieses gilt nun wieder besonders vom Lotto. Man denke sich einen Glüksritter des Lottospiels. Lange schon hat er sich sorgfältig die Zahlen gemerkt, die bei der Nacht seine golddurstige Phantasie schwängerten: und nun wünscht er nichts so angelegen, als seinen entkräfteten Beutel mit einem tüchtigen Gewinste stärken zu können. Seine Hofnung trift ein, und mit seinem Glük fängt auch sein Verderben an. Nun meint er, daß die Glüksgöttin für seinen Vortheil in der Laune sei. Er wiederholt seine Einsäze, und verdoppelt sogar die Summen, damit er ja einen desto ansehnlichern Fang erhaschen möge. Unterdeßen macht er sich von seinem Gewinste gute Tage: und so wie er sich zuvor seine Zeit durch die immersumsende Grillen der Gewinsucht hatte verderben laßen, so verdirbt er dieselbe jezt durch die Sorge, den Gewinst auf eine dem Erwerbe angemeßene Weise wieder durchzubringen. — Ich bin es zufrieden, daß es auch Ausnahmen giebt:

das Sprichwort — Wie gewonnen, so zerronnen — behält gemeiniglich immer die Oberhand.

In einem ganz andern Zustand befindet sich der, welcher das Seinige durchs Lotto eingebüßet. Er hat seinen Credit verlohren; seine Thätigkeit und Fleiß haben in dem Grade abgenommen, je sehnlicher er sich in den Besiz eines Kapitals versezt zu sehen wünschte, das keinen Schweiß und keine Arbeit kostet. Er versäumte jedesmal, so oft er sein Glük durch einen neuen Einsaz wiederum versuchte, ein Stündchen mehr, indem ihn der betäubende Gedanke einwiegte, heute bist du noch dürftig, wer weis, ob du nicht nach wenigen Tagen ein Kapitalist seyn wirst? Endlich sieht er sich außer Stande neue Aussaaten zu machen, um reiche Aerndten zu hoffen. Er verzweifelt an der Gewogenheit des Ungefehrs, weil er nichts mehr hat, wovon er ihm ein Sühnopfer bringen könnte. Er giebt seine Glüksversuche auf: nicht weil er an seiner guten Sache zweifelt; sondern — weil ihm die Mittel darzu fehlen, neue Proben seiner Thorheit abzulegen.

Diese bede Hinsichten solten meines Bedünkens einer gutgesinnten Regierung die Schädlichkeit des Lotto begreiflich machen, welches eben so große Unordnungen anrichtet, wann dabei gewonnen wird, als die nachtheilige Folgen unverkennbar sind, wann das Glük nicht so beugsam ist, als es der geldgierige Schwachkopf zu wünschen pflegt.

So groß aber der Fehler von Seiten der Regierungen ist, welche diese Unglüksseuche in ihren Gränzen dulden: eben so weit geht gemeiniglich auch die Leichtglaubigkeit deren, welche thöricht genug sind, ihre Habseligkeiten dem zweifelhaften Schiksale aufzuopfern, ohne die Ungewißheit zu überlegen, worauf sie das Gebäude ihrer schimmernden Hofnungen aufführen. Vielleicht sind die folgenden Betrachtungen fähig, hie und da eine kleine Aufmerksamkeit zur Folge zu haben.

Ein Spiel ist desto gefährlicher, je weniger die Geschiklichkeit der Spielenden in Frage komt, und je mehr alles durch Zufall geleitet wird. Wenn eine Gesellschaft

Tarokspieler beisammen ist, um ihr wechselseitiges Heil zu versuchen; so verliert gemeiniglich der oder jener, welcher das Spiel entweder nicht so gut, wie die andern, versteht, oder sich gerade jezo in einer Laune befindet, die ihm das strenge Nachdenken beschwerlich macht. Billigkeit erfodert gleiche Fähigkeit der Spielenden: Unglük aber hat immerhin eine fremde Ursache, die keine Eigenschaft des Spiels selber ist. Folglich kann der Schaden beim Spielen auf eine zweifache Art verhütet werden: theils, wenn ich es mit keinen solchen Spielern aufnehme, die mir überlegen sind, oder wenigstens in diesem Falle blos zur Uebung, und auf geringe Säze spiele; theils wenn ich beim Spiel selbst die erforderliche Aufmerksamkeit anwende, um mir nicht durch Nachläßigkeit selbst zu schaden. Spiele von dieser Art laßen sich noch übersehen: weil aber beim Lotto weder die Geschiklichkeit des Einsezers, noch seine Aufmerksamkeit in Frage komt, sondern alles dem blinden Zufall überlaßen bleibt; so verdient es eben deßwegen für gefährlich gehalten zu werden.

Ich

Ich finde es nöthig, mich über das, was man beim Spielen Ohngefähr und blinden Zufall heißt, etwas bestimmter zu erklären. Man bezeichnet mit beden Ausdrüken — das Zusammentreffen zweier natürlichen Erfolge, deren Ursachen mit einander in keiner Verbindung stehen. — Ich gehe über eine Brüke; ein plözlich entstehender Wind wirft mir den Huth in den Fluß. Dieses ist ein Zufall des Ohngefährs, weil mein Gehen über die Brüke, mit dem plözlich entstandenen Winde nicht in der entferntesten Verbindung stehet. Gleiche Beschaffenheit hat es mit dem blinden Zufall im Glüksrade: denn das Zusamentreffen des Zeddels, welcher aus dem Topfe gezogen wird, und die Zahl, die ich mir wählte, haben nicht den geringsten Bezug aufeinander.

Sehr oft sagt man zwar, dieser Mensch hat Glük beim Lotto: sieht man hiebei auf das vergangene Zusammentreffen günstiger Ohngefähre für ihn; so ist diese Redensart blos der Inbegrif einer Reihe von Erfahrungen: aber man hüte sich sorgfältig, von dem ver-

gangenen Spiel des Ohngefährs auf die Zukunft zu schließen.

Man ist geneigt, von einer Reihe vorausgegangener Erfolge auf ähnliche künftige zu schliessen, und sie zu erwarten. Der gemeine Mann, wenn er auch gleich die Bewegung der Erde um ihre Axe, und um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt unsers Sonnensistems, nicht einsieht, erwartet mit Zuversicht, daß es morgen wieder Tag, und daß auf den Frühling der Sommer folgen werde. Weil nun die Geseze der Bewegung unserer Erde immer gleichförmig sind, so betrügen wir uns auch in unserer Erwartung nicht. Dieser Schluß aber von dem, was in der Körperwelt vorgeht, paßt nicht auf das, was durch den veränderlichen Gebrauch der menschlichen Freiheit veranlaßt wird: denn das Schütteln der Zahlen im Glükstopfe, und die freie Wahl der Zahlen des Lottoliebhabers bewirkt das Ohngefähr insofern eines auf das andere nicht den geringsten Bezug oder Einfluß hat.

Hieraus laßen sich in Absicht auf das Lotto zweierlei Säze abziehen: je abwechslender

der das Spiel des Ohngefährs ist, desto weniger hat man sich darauf zu verlaßen; und, je günstiger ein bestimmtes Ohngefähr für mich seyn soll, desto unwahrscheinlicher ist auch deßen wirklicher Erfolg. Diese beide Säze geben in der Anwendung auf das Lotto jene Behutsamkeitsregel an die Hand: das Glük im Lotto beruhet mehr auf dem blinden Ohngefähr, als in keinem andern Spiel, weil die mögliche Zahlenverbindung dabei ungeheuer groß ist, ohne daß daßelbe durch Anwendung schiklicher Mittel, die von unsrer freien Wahl abhängen, zu unserem Vortheil geleitet werden könnte.

Das Lotto verlezet überdieß, nach seiner innern Einrichtung, die natürliche Billigkeit, die bei Spielen nothwendigerdingen zu Grunde gelegt werden muß, wenn nicht der eine oder andere Theil übervortheilt werden solle.

Man berechnet die gedenkbare Mischungen und Veränderungen der deutschen Karten auf viele Millionen, welche am Ende gleich viel

günstige und ungünstige Lagen enthalten, und die Uebung der Spieler allein ist es, welche ihre wechselseitige Gewinste mit dem Verlust im Gleichgewicht erhält: die Uebung beim Lotto mag aber noch so lange dauren, als sie will, so lernt man die Laune des Ohngefährs nur so weit kennen, daß der gröste Gewinst dabei der ist, sich mit dem Lotto niemals abzugeben. Daß aber wirklich keine natürliche Billigkeit beim Lotto zu Grunde liege, erhellet aus folgenden Bemerkungen.

Wenn bei einem Spiele für die Interessenten auf beeden Seiten gleiche Grade der Wahrscheinlichkeit, zu gewinnen oder zu verlieren, vorhanden sind, so sagt man, das Spiel beruhe auf einer natürlichen Billigkeit. Ich will zum Beispiel die Würfel nehmen. Immerhin haben die Würfel eben so viel gerade als ungerade Zahlen: wenn nun von zwei Spielenden der eine den geraden, der andre den ungeraden Wurf bezahlt; so hangt Gewinst und Verlust für bede vom Ohngefähr, nicht von der Beschaffenheit des Spiels, ab, weil eben so viel gerade als ungerade Zahlen

auf

auf den Würfeln sich befinden. Folglich verhält sich in dieser Spielgattung Verlust und Gewinst zu der Wahrscheinlichkeit, zu gewinnen oder zu verlieren, ganz genau zusammen. Folglich hat das Spiel seine natürliche Billigkeit.

Beim Lotto bezahlt die Direktion auf einen unbestimmten Auszug die Einlage fünfzehnmal: wenn es also gerade fünfzehnmal wahrscheinlicher ist, daß ich verlieren, als gewinnen werde, so waltet die natürliche Billigkeit vor: ist aber die Wahrscheinlichkeit zu verlieren mehr als nur fünfzehnmal größer, so bin ich übervortheilt, und, nach Beschaffenheit der Umstände, betrogen. Kenne ich die Art des Zuwerkegehens, so bin ich ein Thor, wenn ich dennoch spiele. Nun ist es aber ausgemacht, daß es bei einem einfachen Auszug achtzehnmal wahrscheinlicher ist, daß ich verlieren, als daß ich gewinnen werde. Eine Ambe bekomt die Einlage zweihundert und siebenzigmal zurük; indeßen aber ist die Wahrscheinlichkeit, keine Ambe zu gewinnen, vierhundertmal größer, als daß ich eine gewinnen

werde. Eine Terne wird mit fünftausend und vierhundert bezahlt, da doch die Unwahrscheinlichkeit eine zu gewinnen, eilftausend, siebenhundert acht und vierzigmal größer, als die Wahrscheinlichkeit ist, daß ich eine Terne gewinnen werde. Daß diese Verhältniße ihre Richtigkeit haben, ergiebt sich aus der im Anhang befindlichen zweiten Tabelle: folglich ist es außer Zweifel, daß beim Lotto die natürliche Billigkeit verlezt werde, die doch nicht einmal bei den Hazardspielen hintangesezt werden darf.

Vergebens sagt man, je länger man auf eine gewiße bestimmte Zahl seze, und die Säze jedesmal verdopple, desto gewißer müße sie am Ende herauskommen, und desto größer sei die Belohnung der bezeugten Standhaftigkeit. Diese Thorheit, die gröste in ihrer Art, bringt den Lottisten den gröften Gewinst. Der Trugschluß, worauf diese Meinung, diese blinde Erwartung, beruhet, heißt ungefehr also: Bei einfachen Auszügen ist es achtzehnmal wahrscheinlicher, daß ich verlieren, als gewinnen werde; folglich ist es nach achtzehn wiederholten Versuchen wahrscheinlich, daß ich gewiß

gewinnen werde, weil bei soviel Wiederhohlungen der Lottoziehung nothwendig alle neunzig Zahlen zum Vorschein kommen müßen: denn 5mal 18 giebt 90. Dieß ist aber aus der Ursache weit gefehlt, weil bei jeder neuen Ziehung immerhin wieder alle Zahlen im Glükstopf vorhanden sind; folglich ist auch bei jeder Ziehung die Wahrscheinlichkeit zu verlieren immer die nämliche; denn, wenn nach 18 Ziehungen alle neunzig Zahlen zum Vorschein kommen sollen, so müßte man annehmen, daß im Ohngefähr eine Ordnung vorhanden sei, welches widersprechend ist, es wäre dann, daß diese scheinbare, nicht planmäßige Ordnung, durch ein anders Ohngefähr bewirket würde.

So wenig aber vom Ohngefähr eine Ordnung zu erwarten ist; so wenig darf man hoffen, nach einer bestimmten Anzahl von Versuchen endlich einen Gewinst zu erlangen.

Ich will es, gegen alle Ueberzeugung, zugestehen, der so eben widerlegte Grundsaz habe seine Richtigkeit; so wird es sich gleichwohl zeigen, daß jene Hofnung, wenn sie auch ge-

gründet wäre, andern Bedenklichkeiten ausgesezet ist. Nach jeden achtzehn Ziehungen wendet sich die Wahrscheinlichkeit einen Auszug zu gewinnen, auf die Seite des Spielers: dieser Glüksfall könnte sich also jährlich etwa einmal ereignen; folglich müßte ich ein ganzes Jahre mein Geld ins Lotto tragen, wenn ich jährlich nur einmal eines Gewinstes mich versichert halten wollte. — Bei einer Ambe werden 400 Ziehungen erfordert, wenn alle Zahlen zum Vorschein kommen sollen, wie sie unter den verschiedenen Verbindungen möglich sind: zu vierhundert Ziehungen aber gehört ein Zeitraum von ungefehr 22 Jahren. In der That eine lange Zeit, um endlich seines Vortheils gewiß zu werden! Aber, leider, der blinde Zufall muß nach diesem Zeitraum eben sowohl, wie bei dessen Anfang, entscheiden. — Der Ziklus der Ternen, um mich dieses Ausdruks zu bedienen, endigt sich erst nach sechshundert fünfzig Jahren: denn, weil bei jeder Ziehung nur zehen Ternen ausgehoben werden; so können die in neunzig Zahlen enthaltenen Ternen erst nach einem so langem Zeitraum zum Vorschein kommen. Der Ziklus der Quaternen

er-

erstrekt sich gar über 28000 Jahre hinaus — Hieraus folgt, daß man in seinem ganzen Leben auf keine Terne oder Quaterne mit Zuverläßigkeit rechnen könne.

Diese ganze eingebildete Wahrscheinlichkeitsberechnung habe ich zu der Zurechtweisung jener anführen wollen, welche dem Ohngefähr einen Zwang anthun zu können vermeinen. Zwar vergeht beinahe keine Ziehung, wo nicht Amben und Ternen, bisweilen sogar Quaternen zum Vorschein kämen: da aber jene Berechnung nur auf einfache Einsäze einzelner Spieler anwendbar ist, bei jeder besondern Ziehung aber viele tausend einzelne Einlagen auf einmal gemacht werden: so ersezt das Ohngefähr unter der Menge das, was außer diesem vom Zufall kaum in einer Reihe von Jahren zu erwarten gewesen wäre.

Bei Spielen, wo das Nachdenken eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, um seinem Gegner die Wage zu halten, läßt sich der erlittene Unstern auch dadurch wieder gut machen, wenn man seine Unachtsamkeit durch strengere

Be-

Behutsamkeit zu ersezen trachtet. Weil aber das Lotto immer in der nämlichen Lage bleibt, und der Einsezer außer der blinden Zahlenauswahl über Glük und Unglük das Geringste nicht vermag: so läßt sich der vorangegangene Schade auch schlechterdings nicht mehr gut machen, es wäre denn, man entzöge sich diesem Unglükswirbel auf immer. Dann darf man sein noch übriges Vermögen als einen Gewinst ansehen, der ohne diese Klugheit unfehlbar auch mit zu Schanden gegangen wäre.

Ein Spiel ist desto verführerischer, je mehr es sich auf eitle Wünsche und süße Hofnungen allein gründet. Der Mensch ist nun einmal nicht anders: was er wünscht, das hält er für möglich; und was möglich ist, glaubt er auch hoffen zu dörfen. Ein Gesellschaftsspieler, der die Stärke seines Gegners weis, kennt auch seine eigene verhältnismäßige Schwäche, welche ihn warnet, jenem den gemachten Gewinst mit Wucher wieder abjagen zu wollen. — Wer aber seinen Geist an Ternen und Quaternen weidet, dem kommt das Glük als gleich stark und schwach vor: er kennt weder

der die Ueberlegenheit seines Gegners, noch seine eigene Schwäche, weil nicht die Geschiklichkeit des einen oder des andern, sondern, nach seiner Darstellung der Sache, lediglich der Zufall, dieses Kind des Ohngefährs, in Anschlag kommt. Unterdeßen aber bedenkt man nicht, daß nach der innern Anlage des Lotto die Wahrscheinlichkeit zu verlieren die Hofnung zum Gewinste weit überwieget. Dieß will ich nun auch durch ein Beispiel aus der Erfahrung erweisen, die der sicherste Probierstein der Behauptungen ist.

Das Lotto, dieses beweinenswürdige Uebel, jenes krebsartige Fieber der Menschheit hat seine Residenz unter andern auch in den östreichischen Landen aufgeschlagen, von wo aus sein ansteckendes Gift sehr häufig über die Gränzen geht, weil sein schleichender Gang durch einen Kordon so wenig gehemmet werden kann, als der Handel mit Kontraband. Von den Jahren 1750 bis 1769 betrug der Einsaz überhaupt einundzwanzig Millionen: die ausgehobenen Gewinste betrugen sieben Millionen, folglich den dritten Theil des Einsazes.

Die

Die Landesherrschaftliche Kaße bezog von dem ganzen Einsaze den siebenden Theil mit drei Millionen; die Besoldungen der Lotterie-Bedienten mit Inbegrif aller andern den Unternehmern zugekommenen Ausgaben erstrekten sich auf drei Millionen; mithin fielen den Pächtern des Lotto noch acht baare Millionen in den Sak.

Man darf nach diesen angezeigten Summen den Schluß nicht machen, die Wahrscheinlichkeit des Verlusts verhalte sich zu der Möglichkeit des Gewinsts wie zwei zu eins. Diese Vorausseznng ist um deßwillen falsch, weil unter diesen Umständen die ausgehobenen Summen nicht so groß seyn könten, als sie wirklich sind.

Die Liebhaber des Lotto müßten ihren Kalkul ungefehr also faßen. Von einundzwanzig eingesezten Groschen kommen drei zum Landesherrlichen Antheil: man könnte diese Abgabe die Narrensteuer nennen, weil der Regent sie nicht ausdrüklich verlangt, und der Vernünftige sich ihr dardurch entzieht, daß er sich vor der Thorheit hütet, sein Glük durch

das

das Lotto machen zu wollen. Drei Groschen fallen den Lottobedienten zu, die man zur Noth als einen Beitrag zum Armeninstitut betrachten kann, weil es allenthalben Leute giebt, die sich auf Unkosten ihrer Nebenmenschen mästen. Acht Groschen fallen den Lottopächtern anheim, weil es billig ist, daß so würdige Männer, wie sie, welche sich die Thoren zinsbar zu machen wißen, und dem Landesherrn ein Einkommen verschaffen, das ein jeder mit der Hofnung eines hundertfältigen Gewinsts abreicht, auf Rechnung der ganzen Nation ihre Beutel füllen. Sieben Groschen bleiben in der Lottokaße, um davon Zahlung leisten zu können, wenn hie und da einer so glüklich ist, durch einen herausgehobenen Gewinst die übrigen Interessenten für das Lotto in guter Laune zu erhalten.

Ob nun zwar gleich diese sieben zur Bezahlung der ausgehobenen Gewinste übrig bleibende Groschen vom ganzen Einsaze den dritten Theil ausmachen, so erwäge man nur auch noch folgende Umstände.

Ein simpler Auszug wird in Deutschland vierzehn- bis funfzehnmal höher bezahlt, als der Einsaz gewesen ist; der bestimmte Auszug aber übersteigt den Einsaz sieben und sechzig bis fünf und siebenzig mal. Das Ambo, wenn man nämlich unter den herausgezogenen fünf Zahlen zwei getroffen, wird zweihundert und vierzig, bis zweihundert und siebenzigmal so hoch gezahlt, als man darauf eingelegt hat: die Terne, das ist, wenn man unter den herausgehobenen fünf Zahlen drei errathen, wird von vier tausend achthundert bis fünf tausend vier hundertmal höher, als die Einlage ist, bezahlt.

Da nun alle diese Summen von dem zur Bezahlung der Gewinste übrig bleibenden Drittel des Einsazes bestritten werden, folglich immerhin soviel Einlagen verloren gehen müßen, um die ausgehobenen Gewinste auszahlen zu können: so läßt sich schon zum voraus einigermaßen abnehmen, wie unendlich viel Säze verlohren gehen, bis einer gewonnen werden kann. —

Die Unternehmer des Lotto werden mir zwar einwerfen, sie könnten eben so leicht alles verliehren, als leicht der Verlust an sie möglich sei. Ich will zugeben, daß alle gedenkbare Unterschleife völlig entfernt bleiben: man erwäge aber dabei nur, ohne nach der Erfahrung zu urtheilen, die innere Schwierigkeiten, womit die Sache ihrer Natur nach verwikelt ist, und schließe hernach auf die Richtigkeit des Einwurfs.

Bekantermaßen wird, um eine Ambe oder Terne zu gewinnen, erfordert, daß zwei oder drei von mir angegebene Zahlen aus dem Glüksrade gehoben werden. Die in dem Glükstopf vorhandene Zahlen laufen bis auf neunzig; nun laßen sich aber neunzig Zahlen, zwei und zwei genommen, viertausend und fünfmal unter einander verschieden verbinden folglich habe ich, um ein Ambo zu gewinnen, unter viertausend und fünf möglichen Fällen durch das Ohngefähr denjenigen Fall bestimmen zu laßen, durch den ich ein Glük zu machen hoffe. —

Um ein Terno zu gewinnen, sind die Schwierigkeiten, der gedenkbaren möglichen

Fälle wegen, um so viel größer, als die darauf gesezte Gewinste anlokender sind. — Unter den gedachten neunzig Zahlen laßen sich, jedesmal drei und drei genommen, hundert und siebzehntausend vierhundert und achtzig verschiedene Zusammensezungen berechnen, worunter gerade diejenige getroffen, durch einen blinden Zufall getroffen werden sollen, die ich wünsche, wenn ich einen Gewinst erhaschen will. Da in denen fünf herausgehobenen Zahlen nur zehn Terni gedenkbar sind: so weiß man es nun mit Zuverläßigkeit, daß auf jede einzelne Terne, die herausgezogen werden soll, eilftausend, siebenhundert achtundvierzig mögliche Ternen zu stehen kommen, die eben so leicht, wie jene, aus dem Glüksrade gehoben werden können. Deßen nicht zu gedenken, daß bei Quaternen und Quinen, die aber nicht überall gespielt werden, die Verbindungen der Zahlen noch weit mannigfaltiger sind.

Aus dieser ungeheuer großen Mannigfaltigkeit der möglichen Zahlenzusammensezungen erhellet die Leichtigkeit, recht viel Geld beim

Lotto

Lotto zu verschwenden, ohne davon nur den geringsten Nuzen zu ziehen. Aus diesem Standpunkte mus man die große Unwahrscheinlichkeit zu gewinnen, prüfen. Hierinn liegt gerade der feinste Kunstgrif des Lottounternehmers, oder vielmehr seines Erfinders. Zweierlei Betrachtungen sind es, die ihm zu statten kommen mußten: einmal ists die Beschaffenheit des Menschen selbst. Man weiß es, Selbsterhaltung erzeugt in ihm die Erwerbbegierde; diese nimmt ihn für das Lotto ein; seine Hofnung scheint beinahe immer zu wachsen, je größer die Hinderniße sind, die sie zu übersteigen findet. Auf der andern Seite ist das Lotto schon durch seine innere Einrichtung sicher gestellt; so wie sichs die Unternehmer auch noch vorbehalten, gewiße Zahlen zu sperren, sobald sie zu viel einzubüßen befürchten, wenn dieselbe bei der Ziehung solten getroffen werden.

Noch ein andrer Umstand ists, der dem Lotto neue Vortheile verschaft. Höhere Gewinste werden durch die größere Mannigfaltigkeit der möglichen Zahlenverbindungen erschwe-

ret. Je anlokender aber jene sind: desto geneigter ist man, seine Einlagen zu vervielfältigen, weil die Größe des Gewinsts sich nach der Größe der Einsäze richtet. Dieß verschaft den Unternehmern größere Einkünfte, und nun läßt man die Lottoliebhaber mit einer Art von Unmöglichkeit sich herumstreiten, und diesen Narrenkampf mit einer Abgabe bezahlen, die ihrer Leichtglaubigkeit, Thorheit, unordentlichen und übelangebrachten Geldbegierde angemeßen, und eine wohlverdiente Züchtigung ihrer Einfalt ist.

Man wird mir entgegenhalten, die meiste Lottospieler bilden sichs nicht ein, daß so viele Amben und Ternen in neunzig Numern sich finden, als deren wirklich darinnen enthalten sind. Ich bin es überzeugt, diese Unwißenheit verleitet die meisten, ihr Glük auf eine vermeintlich leichte Art zu machen, da es doch im Gegentheil so äußerst schwer ist, was man ohne Prüfung für leicht hält. In den angehängten Tabellen sind einige Proben von den möglichen Zahlenversezungen an die Hand gegeben, um den Lesern Gelegenheit zu verschaffen,

sen, sich von einer so wichtigen Sache anschauend überführen zu können.

Doch es sind noch andere Betrachtungen übrig, um die Gefahr einsehen zu lernen, welcher man beim Lotto sein Geld aufopfert. — Alle Lottounternehmer werden reich; alle Zahlenlotti währen fort, wenn sich nicht Regenten finden, denen das Glük ihrer Unterthanen lieber ist, als der Reichthum einiger Glüksherolde: ja es ist kein Beispiel vorhanden, daß je ein Zahlenlotto, das schon einen Fond hatte, wäre gesprengt worden. Es vereinigt sich alles, den Menschen die große Wahrheit zuzurufen: Hütet euch vor dem Lotto; seine Lokspeisen sind verführerisch; und leiten den nächsten Weg zum — Verderben!

Vielfältig herrscht die Gewohnheit, durch allerhand Kunstgriffe die Mittel kennen lernen zu wollen, das Glük auf seine Seite zu ziehen. Man stelt in dieser Absicht mancherlei thörichte Berechnungen an, um zu jenem Zweke zu gelangen. Allein, es ist unmöglich ein Mittel ausfindig zu machen, welches die Irrgänge

des Ohngefährs zu leiten vermögend wäre. Es ist unmöglich die Vortheile von dem Lotto abzuziehen, nachdem sie an daßelbe durch unendlich feine Bande angeschloßen sind, die so lange nicht springen, als richtige Zahlenverhältniße unveränderlich sind.

Ich bin weit entfernt, die Möglichkeit großer Gewinste zu läugnen: ich laße sie um so eher zu, als diese Möglichkeit, nach der Erfahrung zu schließen, schon vielfältig zur Wirklichkeit gelanget ist. Nur muß man nicht vergeßen, daß die Menge der Einsezenden immer noch größer ist, als die Mannigfaltigkeit der Zahlenverbindungen selbst. Freilich kommen bei jeder Ziehung Amben und Ternen zum Vorschein. Würden aber auch jedesmal die fehlgeschlagene Absichten auf zurükgebliebene Amben und Ternen, und die darauf verwandten Einsäze bekant gemacht: so dörfte sich nicht nur das angegebene Verhältniß bestätigen; sondern es würde zugleich auch außer Zweifel gesezt werden, wie groß der Verlust des Publikums bei jeder Ziehung besonders anzurechnen sei.

Zwar

Zwar kenne ich die Einrichtung des Lotto noch nicht so ganz genau, um mein Urtheil für unfehlbar zu halten, weil ich noch nie Gelegenheit hatte, in das Innere der Anstalt einzudringen, und die Herren Lottisten nicht so unklug sind, ihre geheime Rechnungsbücher, wie Lavater sein Tagbuch, der Welt vorzulegen. Hingegen ist es doch unstrittig, daß sowohl die Bereicherungen der Unternehmer, als auch insbesondere die vielfältige Armuth, die bei dem großen Haufen von Tag zu Tag mehr um sich greift, und großentheils von diesem Unwesen den Ursprung hat, die redendste Beweise von der Schädlichkeit einer Anstalt sind, die zum Erstaunen der Menschenfreunde noch das Herz jener Länder zernaget, wo man mit der größten Thätigkeit an der Beförderung des allgemeinen Wohls zu arbeiten sich anschikt.

Die Ursache dieser wunderselt samen Erscheinung läßt sich leicht errathen. Die Entschuldigung des Imperators Vespasian, als er auf die Abtritte eine Steuer gelegt hatte, daß der Gewinst einen guten Geruch habe, wenn er auch gleich aus einer stinkenden Quelle fließe,

möchte vielleicht auch in unsern Tagen noch Vertheidiger finden. — Wenigstens ist es Finanzregel unserer Zeiten, die Einkünfte gut zu bestellen, ohne sich umständlich daran zu kehren, in wie fern dieselbe die Sittlichkeit oder den Wohlstand der Unterthanen aufrecht erhalten, befördern oder zu Grunde richten.

Das Intereße macht Heilige, sagt Helvet, und bevölkert selbst den Himmel. — Aber Schade, daß es bisweilen auch die Augen der Fürsten verschloßen hält, jene Uebel in ihrem ganzen Umfang einzusehen, die durch ihre Finanzspekulationen entweder veranlaßt, oder auch nur nicht unterdrükt werden. — Was für eine kahle Freude mag es seyn, die landesherrliche Kaße um eine Million reicher zu sehen, aber auch zu wißen, daß, um diese Million zu besizen, das Land deren sieben habe erwerben, und die dürftigste Aerndte mit der kostbarsten Aussaat erkaufen müßen; daß man die unerfahrne Leichtglaubigkeit der Unterthanen einem privilegirten Komplot ausgefeimter Geldschneider Preis gegeben, den Nahrungsstand der arbeitenden Klaße geschwächt,

die

die Sittlichkeit verdorben, und ein schleichendes Gift auf seinem ansteckenden Pfade begünstigt, für einen elenden Gewinst geschüzet habe, das unter den Augen des Regenten tausend Verheerungen anrichtet, und gesunde Kinder ansteket, die der Vater hilflos laßen will, weil er davon einige dürftige Vortheile ziehen kann. — Es bleibt ein unauslöschlicher Schandflek in den Jahrbüchern der Menschheit, den Klang des Goldes dem Wohl der Menschen vorgezogen zu haben.

Keine Sache ist so schlecht, die nicht wenigstens ihre Vertheidiger fände. Auch sogar das Lotto hat deren wirklich gefunden. Man sagt zur Empfehlung deßelben, es vermehre die landesherrliche Einkünfte auf eine sehr leichte Art, indem das Volk, ohne es zu wißen, mit Lust und freudigem Herzen eine freiwillige Abgabe entrichte: ferner werde nicht nur verhütet, daß die Landesunterthanen nicht in auswärtige Lotterien einsezten, und so das Geld außer Land schleppten; sondern wann es ein einheimisches Lotto schon so weit gebracht habe, daß sein Credit vortheilhaft bekannt sei, so diene es zu einer anreizenden

Lok-

Lokspeise, fremdes Geld ins Land zu ziehen. Es sei zwar nicht in Abrede zu stellen, daß kleine Staaten von dem Lotto mehr Schaden als Vortheile zu erwarten hätten: in einem großen Staate aber, wo ein großer Zufluß von Fremden sei, oder sich eine blühende Meße befinde, könne daßelbe mit weit geringerm Nachtheil der Unterthanen eingeführt werden; so wie es auch ein leichtes sei, wohlthätige Anstalten zu Beförderung der Ehen und der Bevölkerung damit zu verbinden. Endlich seien die Fälle nicht selten, daß bisweilen ein armer Tagwerker durch das Lotto zu einem wohlhabenden Manne gemacht worden wäre.

So gewiß es ist, daß die ganze innere Einrichtung des Lotto überall die feinste List hervorscheinen läßt, die dem aufmerksamen Auge des Forschers nicht entwischen kann: eben so unläugbar sind die zur Empfehlung des Lotto aufgestelte Gründe so beschaffen, daß sich ihre Unstatthaftigkeit nicht verkennen läßt.

Die Staatsausgaben müßen mit den Einkünften und den Kräften der Beitragenden

im

im Verhältniß stehen, und wenn je ein unvorgesehener Fall eine außerordentliche Steuer nöthig macht; so hört dieselbe doch wieder auf: erlaubt man sich aber von Seiten des Landesherrn einer solchen List, dem Volk Kontribution aufzuerlegen, die es mit der Hofnung eines Gewinsts entrichtet; so ist diese Kontribution, diese freiwillige Steuer dennoch unendlich mehr schädlich, als eine außerordentliche Abgabe. Diese wird sobald wieder nachgelaßen und vergütet, als sich die Umstände ändern; jene aber ist, wie die Hofnung des Menschen, fortdauernd: und eben deßwegen, weil sie die Einkünfte des Regenten vergrößert, so vergrößert dieser auch seine Ausgaben und seinen Aufwand. In den Finanzrubriken macht der Ertrag des Lotto einen eigenen Artikel aus; und solange man diesen nicht verlieren will, so lange wird jenes auch nicht aufgehoben. —

Der Landesherrliche Nuzen von dem Lotto ist für die Unterthanen die beschwerlichste, die drükendste Abgabe, weil der Landesfürst nur einen geringen Theil von dem bekommt,

kommt, was sie für das Lotto aufbringen. Der Gewinst, den er am Ertrag des Lotto findet, kostet die Unterthanen sechsmal so viel, und noch mehr. Die zwekmäßigste Bemühungen der Finanzen gehen sonsten dahin, die Einkünfte von den Unterthanen mit so wenigen Kösten, als möglich, zu beheben: bei dem aber, was das Lotto für die herrschaftliche Kaße einbringt, sieht man allein auf den Gewinst, und nicht auch zugleich auf den unermeslichen Schaden, der mit jenem verbunden ist. —

Man will wißen, daß jeder Thaler, bis er von dem Innersten der französischen Provinzen in die Kaße des Königs komme, ungefähr drei Thaler und darüber koste, weil er durch dreihundert Beamtenhände gehen müße. Beinahe eben so verhält es sich mit dem landesherrlichen Einkommen vom Lotto: es frißt die Güter der Unterthanen auf; man sieht dieser Landesplage gelaßen zu, ohne ihr Einhalt zu thun, weil sie — eine ergiebige Quelle ist. — Dieß ist das Wohlgefallen der Todtengräber zur Pestzeit!

Eine Abgabe ist deßwegen nicht lobenswürdiger, weil man sie gerne giebt: es kommt

nicht

nicht sowohl auf den guten Willen, als vielmehr auf die Ursache des guten Willens, wie auch auf den Nuzen oder Schaden der Sache an. Der, welcher in das Lotto sezt, hat eben so wenig die freiwillige Absicht die landesherrliche Einkünfte zu vermehren, als man etwa aus Menschenliebe eine Schenkung macht, während dem man von einem Räuber darzu genöthigt wird. Warlich es macht unsern Zeiten wenig Ehre, daß man immer nur darauf bedacht ist, die schwache Seiten der Menschen aufzufinden, um sich desto leichter ihres Vermögens zu bemächtigen.

Seine katholische Majestät, der König in Spanien, ziehet von dem Aberglauben seiner Unterthanen in beeden Welten ein jährliches Einkommen von anderthalb Millionen Thaler, weil jedermann, der sich vor dem Kirchenbann scheuet, sich die Kreuzbulle von Benedikt XIII. anschaffen mus, die auf Rechnung des Königs in der ganzen Monarchie für standesmäßige Taxen verkauft wird. — Dort läßt man sich also die Hofnung zum Himmel verzollen; in andern Staaten aber, wo man das Lotto des

herr-

herrschaftlichen Nuzens wegen duldet, hat der Unterthan seine Hofnung auf zeitliche Glükegüter zu versteuern: dort darf der Unterthan, des königlichen Nuzens wegen, nicht aufgeklärt über den Werth des päbstlichen Ablaßes denken; anderwärts aber sieht man es gerne, wenn er dem blinden Ohngefähr seine Güter aufopfert: jenes Mittel veranlaßt die Christen in Spanien, sich um den wahren Weg zum Himmel nicht zu bekümmern, weil die Kreuzbulle diese Sorge überflüßig macht; das Lotto aber zieht den Menschen von der Arbeit ab, welche das einzige Mittel ist, sein ordentliches Auskommen zu erlangen. — Beide Erwerbungsarten sind verächtlich, und kaum in Italien, ihrem Vaterlande, verzeihlich.

Es scheint nun einmal das Loos der Menschheit zu seyn, durch Vermeidung des einen Uebels dem andern zu Theil zu werden. Freilich ist es nicht ganz zu verhüten, daß die Landesunterthanen nicht in fremde Lotterien ihr Glük versuchen solten. Errichtet man aber, um diesen Schleichwegen auszuweichen, im Lande selbst ein Lotto: so heißt dieß offenbar

hat unter zweien Uebeln das größere wählen. Man belehre vielmehr das Volk von dem hohen Grade der Unwahrscheinlichkeit, sein Glük durch das Lotto zu machen: man gebe ihm Berechnungen in die Hände, woraus es die Mannigfaltigkeit der möglichen Zahlenverbindungen, und der davon abhangenden Schwierigkeiten der Gewinste abnehmen kann. — Wird es sich die Gesezgebung selbst zum Gesez machen, die Unterthanen jedesmal zu überzeugen, und alsdann erst Vorschriften zu geben, so wird dieses Mittel wirksamer seyn als Strafbefehle.

Zwar will ich nicht läugnen, daß durch das Lotto Geld ins Land komme: ich bin aber weit entfernt zu glauben, daß man die fremde Geldzuflüße durch das Zugrunderichten der Landeseinwohner erkaufen müsse. Ein Regent ist desto größer, desto mächtiger, je mehr er seine Größe und Macht in guten und wohlhabenden Unterthanen sucht. Das Interesse der Fürsten ist genau mit dem Interesse ihrer Völker verbunden: trennet man eines vom andern, so sind traurige Folgen unvermeidlich. Was

hilft es auch den Staat, wenn das fremde Geld mit dem einheimischen in die Säke der Lotterieunternehmer fällt, und dem Umlaufe entzogen, oder vielleicht gar aus dem Lande geschleppt wird? In der That, ich kan mich nicht überzeugen, daß der Nuzen von dem fremden Gelde den Schaden aufwiegt, den die eigene Landesunterthanen an dieser Geldjagd zu leiden haben! — Uebrigens weißt man in manchen deutschen Ländern das Einlegen in auswärtige Lotterien treflich zu verhüten, ohne deßwegen ein Lotto im Lande selbst nöthig zu finden.

Wenn ferner das Lotto in kleinen Staate unfehlbar nachtheilig ist: so läßt sich aus der nämlichen Ursache, die hier zu Grunde gelegt wird, auch schließen daß es in größern eben so sehr schädlich werden müße, nur mit dem Unterschiede, daß in einem kleinen Staate das Uebel bälder fühlbar wird, als da, wo man das Ganze mit den Kräften jedes einzelnen Theils so leicht nicht übersehen, schäzen und mit dem vorigen und jezigen Zustande vergleichen kann. —

Solte

Endlich gebe ich es noch zu, daß bisweilen ein armer Wicht durch das Lotto den Weg zu beßern Glüksumständen sich bahnet. Dieser Scheingrund eines eingebildeten Nuzens aber verschwindet, wenn man auf der andern Seite die Menge der unbesonnenen Glüksritter betrachtet, die, anstatt etwas zu gewinnen, all' das Ihrige verlohren, und sich mit anderen in Dürftigkeit und Armuth gestürzt haben.

Man ist, nach Justis Vorgang, geneigt, dem Lotto sogar einen nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit der Menschen beizumeßen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich diesen Zweifel umständlich beleuchten wolte. Einige Bemerkungen können vielleicht hinlänglich seyn, die man ohnehin schon aus der Erfahrung weis. —

Das Lotto ist gemeiniglich das Steckenpferd des Mittelstandes, und der niedrigern Volksklaßen. Jedes zuversichtliche Hoffen auf ein, in der Einbildung vorhandenes, Glük schwächt die Schnellkraft der Thätigkeit; man wird

nachläßig und gleichgiltig gegen seine Berufsgeschäfte; man versezt sich schon in den glüklichen Zeitpunkt, wo man der kümmerlichen Arbeit nicht mehr benöthigt seyn werde. Man gewöhnt sich an die Trägheit, den Vorboten der Armuth: das Lotto entspricht den hohen Wünschen nicht, die zuversichtlich erwartete Gewinste schlagen fehl: und nun ist man entweder genöthigt, sich in das Schikſal der Dürftigkeit zu fügen, oder man macht neue Wege, dem Glüke frische Lokspeisen aufzusezen, um es, wo möglich, am Vorderhaupte zu erhaschen, und nicht wieder die schmetternde Schläge seines Hufes zu empfinden. Ich will die Mittel unbemerkt laßen, die man in dieser Absicht einschlägt: der Leser mag sie von selbst errathen.

Bisweilen bemächtigt sich die abscheuliche Gewinsucht des einen oder des andern Ehegatten. Seine vorher bemerkte Redlichkeit nimmt eine falsche Wendung. Ausstehende Gelder werden heimlich eingezogen und dem Strom des Verderbens zu verschlingen gegeben. — Kostbarkeiten der Haushaltung wandern

dern ins Versazamt. Die Aktiva werden in Paßiva umgeschmolzen. Die häusliche Geschäfte gerathen ins Steken, weil man die schönste Zeit dem Studium des Traumbuchs aufopfert, deßen hochwichtige Kabbala dem Zahlen-Lotto willkührliche Feßeln anzulegen hoffet. Die Erziehung der Kinder wird versäumt, und dieselbe oft noch dazu misbraucht, bei diesem schimpflichen Gewerbe die Handlanger zu machen. Endlich erwacht man von seinem Wahnsinn oder Raserei, und das Geld ist so rar, als bei manchem grunderfahrnen Alchymisten, der seinen Reichthum vom Rauchfangkehrer abscharren läßt.

Nicht selten hat der löbliche Vorgang der lottosüchtigen Herrschaft auf das Gesinde einen nachtheiligen Einfluß. Die Dienstboten sind ohnehin geneigt, die Tugenden ihrer Vorgesezten aus den Augen zu sezen, und die Schwachheiten und Laster derselben nachzuahmen. Sie finden keine geringere Freude an der Hofnung, sich ohne viele Mühe bereichern zu können, als jene: dieß ist die Losung zum ersten und wiederholten Versuch, zur Aufopfe-

rung deßen, was sie sich erwerben: aber es ist mehrfältig auch der Wegweiser zur Untreue.

Eine Familie, die sonsten daran gewöhnt war, sich von dem Erwerb ihrer Handarbeit zu nähren, ist gemeiniglich am wenigsten geschikt, ein unverhoft erworbenes Geld anständig zum Nuzen zu verwenden. Laßt uns also annehmen, ein Mann vom Mittelstande gewinne auf einmal eine Summe, die seine oft und lang wiederholte Einsäze weit überwiege: so darf man deßwegen nicht glauben, daß er nun sein wahres Glük gemacht habe. — Das wahre Glük richtet sich nicht nach der größern oder kleinern Börse, wie der Thermometer nach der Wärme und Kälte; sondern es bestehet in der großen Kunst, mit dem, was man hat, und durch seinen Fleiß erwirbt, ruhig und zufrieden zu leben. Ob aber Zufriedenheit das Loos deßen sei, der sein Glük dem Lotto zu verdanken hat, könnte vielleicht auch ohne folgende Betrachtungen verneinet werden.

Es

Es ist bei dem Lotto ein äußerst seltener Fall, eine Summe zu gewinnen, ohne zuvor lange darnach gestrebt, und viele Säze darauf gewagt zu haben. Dieses vorangehende Bemühen, welches dem Fleiß eben nicht beförderlich ist, und die Aemsigkeit einschläfert, ist kein angemeßenes Vorbereitungsmittel, sich in den Besiz eines namhaften Vermögens schiken zu lernen, um daßelbe zum weitern Fortkommen zu verwenden, und nüzlich zu verwalten: auch bestätigt eine Menge Beispiele die Erscheinung, daß kaum der zehnte Theil der Menschen sich in den Besiz eines Vermögens zu schiken weis, das ihnen, außer aller Verbindung mit ihrem eigenen Fleiße, ganz unverhoft in die Hände gefallen. Sie benehmen sich dabei, wie ein Kind mit einem neuen Christtagskleide: aller Warnungen unangesehen schlüpft es sich damit in seine Spielwinkel; die Schönheit seines Staatsgewandes leidet eben so unvermuthet Noth, als es daßselbe erlangt hatte. — Aber auch über Andere erstrekt sich das Verderben, welches jene aufreibt. —

Dem Nachbar, dem Freund, dem Handwerksgenoßen ist die rauschende Post zugeflogen, daß dieser oder jener zuvor unbedeutende Mann nun auf einmal sein Glük gemacht hätte, und zum reichen Manne geworden wäre. Ihre Selbschäzung lehret es sie, wie wenig derselbe vor ihnen in Absicht auf Verdienste voraus habe. Sie sehen ihn nun die Zeit mit Müßiggang und Lustbarkeiten zubringen, die sie ihrer Handarbeit aufopfern müßen. Sie kränken sich über die Partheilichkeit des Glüks: und nun wird der Schluß gefaßt, ähnliche Wege einzuschlagen, um sich ebenfals in beßere Umstände hinauf zu erheben. Gleiche Absichten erfordern gleiche Mittel. Das Lotto findet neue Liebhaber; diese leztere füllen die Lüke wieder aus, die durch den ausgehobenen Gewinst des erstern gemacht wurde. Und nun sind beede Theile auf dem Wege des Verderbens: diese, in der Nachahmung Begriffene, opfern ihre Habseligkeit dem Glüksrade auf, um von demselben auf die nämliche Glüksstufe erhoben zu werden, worauf das Muster steht, nach dem sie sich bilden wollen; jener aber in dem unabsichtlichen

chen Bestreben, alle seine erworbene Glüks-güter durchzujagen, um hernach mit den Glüks-rittern, seinen Nachahmern, wieder — dar-ben zu können.

Die Lottosucht wird bisweilen auch eine Quelle der unmenschlichsten Laster. Aus vie-len vorhandenen Beispielen wähle ich, belieb-ter Kürze halber, jenes, welches sich erst neulich zugetragen. Der Kaplan bei der Hauptkirche zu Verviers im Hochstift Lüttich hatte als Verwalter der Armenkaße etwa 1500 Thaler bei sich in Verwahrung. Die Reize des Lottos verblendeten ihn; er nahm von den ihm anvertrauten Armengeldern; er nahm nach und nach den ganzen Kaßenvorrath, und verspielte ihn in kurzer Zeit, ohne nur etwas damit zu gewinnen. Dieses erste Vergehen verleitete ihn zu einer unerhörten Schandthat. Um sich aus der Verlegenheit zu retten, legte er mörderische Hände an seinen Freund Del-motte, und beraubte ihn. — So wahr ist es, daß ein Laster die nächste Ursache eines an-dern ist!

So manche Geisel, sagt ein Kenner der Uebel unterm Monde, hat schon das

Men-

Menschengeschlecht sehr nachdrüklich gezüchtigt; Krieg, Hunger, Pest — und wie die Plagen alle heißen — die arme Erde gedrängt: aber noch kein Peiniger erschien in einem so gefälligen Gewande, recht in Propheten Tracht, als das beliebte Lotto! Dieses Uebel ist das einzige, welches nicht verfolgte, sondern — gesucht wurde: in kurzer Zeit war ganz Europa, das gesittete wenigstens, davon angestekt. Ein Böhme behauptet daher mit Recht, die Lotterie sei ein richtiger Thermometer des sinkenden Wohlstandes: denn, je höher das Einkommen an Geld steige, desto größer und verläßiger sei auch der Zuwachs der Nothdürftigen, und des allgemeinen Elends der Menschheit.

Diese wenige Scenen, die ich als unvollständige Bruchstüke eines unerreichbaren Gemäldes aus der unüberseh baren Maße des Unglüks, das dem Lotto sein Daseyn schuldig ist, herausgehoben habe, erschöpfen die Wirklichkeit so wenig, als ein Mahler die Natur erschöpft, wenn er irgend eine Gegend aufnimmt. Der Landesfürst läuft Gefahr, un-

ge-

getreue Diener zu ziehen, weil auch diese der Versuchung nicht immer widerstehen können, von den ihnen anvertrauten Geldern zu borgen, und sich durch dieselbe zu Eigenthümern solcher Summen zu machen, die sie bisher nur unter fremden Namen verwalten durften. — Der Fürst verliert eben so viel nüzliche Unterthanen, als deren unvorsichtig genug sind, ihr Vermögen der Geldbegierde aufzuopfern: und um soviel größer wird auch die Last, die die übrige Glieder des Staats drüket. Mit einem Wort, das Verderben ist größer, als geschildert werden zu können.

Man kan die Verderblichkeit des Lotto nicht mit treffendern Farben bezeichnen, als es bereits Herr Büsch in seinen vermischten Abhandlungen gethan hat. Er wendet sich an die Landesregierungen in folgenden Ausdrüken:

„Der Mensch, dem vier oder fünf Groschen des Tags wichtig genug bleiben sollen, um dafür den ganzen Tag zu arbeiten, muß auch nicht einmal die Möglichkeit kennen, diese

vier

vier oder fünf Groschen durch irgend einen Weg ohne Arbeit zu bekommen: vielweniger muß in ihm die Idee von einem Glükskoup entstehen, durch den er einer größern Summe, ohne Arbeit, habhaft werden könnte, die ihn in Ueberfluß, wenigstens auf eine Weile, sezen könnte. Das kannten auch die guten Leute alles nicht. Die Spielsucht der Großen konnte zu keinem Beispiel für sie werden." — —

„Und nun sendet Ihr mitten unter ihre Hütten Menschen, die ihnen die Möglichkeit zeigen, mit Anwendung eines Groschen, 15, 270, 5300, ja gar 60000 Groschen, ohne Arbeit zu gewinnen. — Sie sind Menschen, das wißt Ihr, und haben eine Einbildungskraft, die ihnen, so gut als unser einem, das Mögliche als wirklich, das Wahrscheinliche als bald gewiß, das Gehofte als bald erlangt, vormalt. Und nun verlangt Ihr noch von dem, der morgen mit einem Groschen tausende zu gewinnen hoft, daß er heute um einiger Groschen willen, bis zur gewohnten Ermüdung arbeiten soll? — Erwartet Ihr heute noch,

daß

daß ihn nun die Arbeit nicht verdrieße, wenn er morgen ohne Arbeit Ueberfluß zu haben erwartet? — Glaubt Ihr, daß ihn auch der anfangende Mangel bald zur Arbeit zurüktreiben werde, ihn, der auch bei der Arbeit oft Mangel empfand, aber jezt einem Ueberfluß in der Hofnung entgegen sieht, den ihm doch nie die Arbeit allein verschoffen konnte? Auch die Arbeit betrog oft seine Hofnung: aber so lohnte sie dagegen niemals, als ihn, seiner Einbildung nach, diese Hofnung lohnen wird, wenn sie zulezt einmal eintrift."

„Sehet, so greift Ihr die Industrie, welche Ihr in allen Euren übrigen Anschlägen zu befördern vorhabt, in ihrem ersten Keime an. Sehet, so nehmt Ihr dem arbeitsamsten Theil Eures Volks die erste Reizung zum Fleiße, die Genügsamkeit, die Freude an dem sparsam ihm zugetheilten Lohn seiner sauern Arbeit, und die Beruhigung, die es ihm bis dahin gab, nur dieses kleinen Lohns gewiß zu seyn, und das dafür zu genießen, was er nach den Umständen dafür genießen konnte. Hatte er einen Ueberschuß, so wandte er ihn

spar-

sparsam und bedächtlich an den Genuß eines Wohllebens, wie es sich für seine eingeschränkte Umstände schikte. Er genoß doch noch etwas dafür, wenn er jezo durch Eure Schuld erst dieses kleinen Genußes eines Wohllebens, und dann die nothwendigste Bedürfniße des Lebens entbehret, und nichts dafür genießt, als — getäuschte Hofnungen."

„Aber, wenn Euch das ein geringes ist, in der niedrigsten Klaße Eurer Unterthanen eine solche Zerrüttung angerichtet zu haben: so wißt, daß in allen übrigen Klaßen der gröste Theil das, was er nach seinen Umständen zu seinem Auskommen nöthig hat, nicht minder mühselig, als jene, erwirbt. Er merkt diese Mühseligkeit nicht, so lang er keinen andern Weg, als Arbeit kennt, um sein Auskommen zu gewinnen. Arbeit und Auskommen begleiten sich bei ihm einander so, daß wenn er in der Arbeit nachläßt, er schon den Abgang in diesem fühlt. Eben dieses treibt ihn zur Arbeitsamkeit zurük, und erhält ihn in der Reihe der nüzlichsten Glieder Eures Staats."

Aber

„Aber fraget doch einmal nach der Wirkung der von Euch ihm vorgestekten Hofnung, durch Spielen reich zu werden! — Sein kleines Amt, seine kleine Krämerei, in welcher er Summen anlegen, und bei einzelnen Groschen wieder sammeln muß, sein abgemeßner Verdienst in eines reichen Kaufmanns Solde, dem er mit der Feder dient, ekelt ihm, seitdem ihm die Aussicht plözlich zu erwerbender Summen, und die Gelegenheit im Jahre achtzehnmal den Versuch darauf zu thun, angeboten ist. Ihm schwindelt des Tags der Kopf, ihm träumt davon des Nachts. Seine Geschäfte liegen, sein Gewerbe verfällt. Nicht die Klagen einer nothleidenden Frau, wenn diese nicht durch ähnliche Bethörung hingerißen ist; nicht der Anblik seiner in aller Absicht vernachläßigten Kinder heilt den Schwindel, oder stört den Traum, der ihm den Ueberfluß vormalt, in den ihn das Glük bald sezen, und ihm einen ganz andern Wohlstand schenken wird, als den er jemals sonst gekannt hat.“

„Sprecht Ihr, es ist nicht unsre Schuld, wenn unsre Unterthanen sich weiter verleiten

laßen,

laßen, als uns lieb ist, und ihre Vernunft verläugnen: so erinnert Euch, daß eben Ihr es seid, von denen der Euch unterwürfige Theil des menschlichen Geschlechts geleitet seyn will, und geleitet zu werden erwartet. Der große Haufen folgt jedem falschen Winke derjenigen, die ihm vorgesezt sind, als dem richtigen; und wer das Recht zu regieren hat, der hat auch allemal die Macht und das Ansehen, den großen Haufen zu leiten."

Ich würde mirs selbst kaum verzeihen können, wenn ich diese vortrefliche Stelle nicht hergesezt hätte. Es war auch zu erwarten, daß Herr Büsch nicht umsonst unläugbare Wahrheiten geschrieben haben werde: wenigstens vermuthe ich, der Aufmerksamkeit des Magistrats zu Hamburg, der ohnstrittig zu den helldenkendsten reichsstädtischen Senaten gehört, werde diese aus der Wirklichkeit herausgezogene Schilderung eines wakern Patrioten nicht entgangen seyn. Hamburg war vor dem Jahr 1785 der Sammelplaz von wenigstens sechs verschiedenen Zahlenlotterien: natürlich war es, daß man in einer Stadt,

wo

wo die nachahmungswürdigste Armenversorgungsanstalt blühet, auf die durchs Lotto verbreitete manigfaltige Uebel aufmerksam gemacht werden mußte, welches den Rath der Stadt veranlaßte, das Lotto gänzlich aus seinem Gebiete zu verbannen. Die Verordnung selbst schien mir wichtig genug, sie dieser Abhandlung ausführlich anzuhängen.

Die bisher angezeigte und andere Rükfichten haben hie und da wohldenkende Regenten bewogen, das Lotto aus ihren Staaten gänzlich zu verbannen, oder das wenige Gute, das etwa daran ist, zu wohlthätigen Absichten und zum Besten des Landes selbst zu verwenden. In andern Ländern, wie zum Beispiel in den Kursächsischen Landen, ist es gar niemals aufgenommen, und das Einsezen in auswärtige Lotterien bei Vestungsstrafe verboten worden.

In den Preußischen Staaten wird der Gewinst, den anderwärts die herrschaftliche Kammer bezieht, darzu verwandt, um neue Gebäude aufzuführen, und durch dieselbe nicht nur die Städte zu verschönern, sondern auch

die Bevölkerung in dem Anbau des Landes zu befördern und emporzuheben.

Im Herzogthum Würtemberg, das nicht viel über eine halbe Million Einwohner hat, wurden in wenigen Jahren vierthalb Millionen Gulden eingesezt, und nur neunmalhunderttausend Gulden an Gewinsten erhoben. In einigen Oberämtern dieses Landes war das daher rührende Elend allgemein; der Geldmangel herrschte überall, und die verderblichste Folgen stunden noch bevor, wenn man dieser Pestseuche nicht abgeholfen hätte. Ein edeldenkender Patriot bearbeitete ein Schauspiel unter dem Titel: das Lotto, und war so glüklich, es in der Residenz aufführen zu sehen. Dieß eröfnete dem Herzog eine Aussicht in den wahren Zustand seiner Unterthanen, der ihm auch zuvor schon war bekannt gemacht worden. Und nun wurde das Lotto aufgehoben, nachdem es das Land, nach Abzug deßen, was der Landesherr bei jeder Ziehung sich bezahlen ließ, um beinahe dritthalb Millionen gebracht hatte.

Im

Im Hochstifte Fuld ließ der einsichtsvolle Fürstbischof schon im Jahr 1780 ein Verbot des Lottospiels öffentlich bekannt machen, welches unterm 8ten Jul. 1783 dermaßen nachdrüklich wiederholt und geschärft wurde, daß seitdem der unbändige Spielgeist mit seinen bedauerlichen Folgen so ziemlich nachgelaßen.

Im Kurfürstenthum Trier ist das Lotto im Jahr 1784 ebenfalls gänzlich verboten worden.

Die Einwohner zu Gera haben bekantlich durch die gänzliche Einäscherung ihrer Stadt das Meiste verlohren. Die Verunglükten wurden aus allen Gegenden Deutschlands nachdrüklich unterstüzt, indem an die Regierung allein 60000 Thl. einkamen: allein, man sah nirgends keine verhältnißmäßige Thätigkeit, weil die Geraer das Lotto liebgewonnen hatten, welches, wie eine zweite Feuersbrunst, alles aufgefreßen hätte, wenn nicht der weise Landesherr, Graf Reuß, die schiklichste Mittel ergriffen, diesen Verboten des

Verderbens seiner Unterthanen aus Geras Bezirken zu verbannen.

Selbst in Italien gab man sich Mühe, das Lotto auszurotten. Der Fürstbischof zu Rom, Benedict XIV, drohte den Lottospielern seines Landes mit der sonst alles vermögenden Strafe des Kirchenbanns, und, weil er jene nicht für kräftig genug hielt, mit der Galeeren-Strafe. Man gieng in der Strenge so weit, daß man sogar die Briefe auf der öffentlichen Post untersuchte, um alle Verbindungen mit auswärtigen Lotterien abzuschneiden. Doch, dießmal gelang es dem Schuzgeist des Menschengeschlechts nicht, seinen Zwek zu erreichen. Die Lottowuth, welche in ihrem Vaterlande stärker ist, als in Deutschland, siegte endlich über alle Hindernisse.

In Neapel unterhält der König das Lotto auf eigene Rechnung. Es wirft für die königliche Kammer, nach dem Zeugnis des Herrn von Justi, nach Abzug aller Unkosten, jährlich neunmalhunderttausend Dukaten, oder,

nach

nach Maasgab der Einlagen, fünfzig Prozente ab. Aus diesem ungeheuern Gewinste macht man nun gar kein Geheimnis: und obgleich der Schaden der Lottospiele Jedermann vor Augen liegt, so würde es doch unendlich viel Mühe kosten, wenn man das Glüksrad verbannen, und auf ein jährliches Einkommen von mehr als anderthalb Millionen Gulden Verzicht thun wolte.

Man will wißen, daß die Lottisten aus Prag allein über vier Millionen gezogen, und nach Welschland geschleppt haben sollen, ob sie gleich in den ersten Jahren einen Verlust von 60 fl. bescheinigten, und auf diese Art das leichtgläubige Publikum sicher machten. Indeßen wechseln die Ziehungen zu Prag und Brünn noch jezt fleißig miteinander ab.

In Pfalzbaiern findet man dermalen drei Lotto-Niederlagen, zu München, Stadtamhof und Manheim. Das herrschaftliche Einkommen davon soll sich ungefehr auf eine Million jährlich belaufen, und den neunten Theil der Staatseinkünfte ausmachen. Indeßen hat

man auch schon vor mehrern Jahren behauptet, das Land werde bald alle Kräfte verlieren, wenn nicht bei Zeiten noch dem verderblichen Spiele Gränzen gesezt würden. Dieses leztere geschah nun nicht; gleichwohl aber sind die Verhandlungen merkwürdig, welche dieserhalb in jenem Lande gepflogen wurden, wo sich die höchste Regierung in ihren Mandaten sogar auf die Rechtschreibung herabläßt, und den Beamten die Wörter — vorbuchstabirt.

Dem vorigen Kurfürsten Maximilian wurde einsmals eine Schrift ins Kabinet gelegt, die ihm von dem, durch das Lotto angerichteten Verderben, eine Vorstellung machen solte. Er ließ sich von der Akademie der Wißenschaften einen Bericht erstatten, die den Herrn von Osterwald zum Verfaßer hatte, und ganz gegen das Lotto stimmte. Man erwartete nun, daß eine heilsame Veränderung würde vorgenommen werden: weil aber Baiern nicht gewohnt ist, in einer Sache den Ton anzugeben, die ihm Ehre bringen könnte; so mußte sichs auch der Bairische Patriot gefallen laßen, daß das Lotto sein Wesen forttreiben durfte. —

Der

Der Bericht der Akademie ist im Anhang auszugsweise ganz kurz geliefert.

In Sachsen-Gotha und Altenburg ist das Zahlenlotto ebenfalls wohlverdientermaßen mit allen davon abstammenden Uebeln des Landes verwiesen worden.

Der neue Landgraf zu Hessen-Kassel konnte seine Regierung nicht ehrwürdiger eröffnen, als daß er sichs vor allen Dingen angelegen seyn ließ, das Lotto aus seinem Lande zu verbannen, das die Unterthanen beinahe ausgesogen hatte.

Auch ist es in der That wahr, ein Staat ist unglüklich, wenn er von einem übertriebenen Militär, einer überzähligen Geistlichkeit und trägen Justizbedienten zerrüttet wird: gesellt sich aber zu diesen Uebeln noch das vierdte, ich meine das Lotto; so scheint sich alles gegen den Unterthan zu vereinigen, ihn bald mit Gewalt, bald unter dem Deckmantel der Religion, bald hinter den Spin-

webengardinen der Gesetze, bald aber mit italienischer List die Haare auszuziehen.

* * *

Oesterreich, von der Natur so sehr gesegnetes, von einem menschenfreundlichen Beherrscher geschüztes Oesterreich! Auch dir soll es gesagt seyn, was von dem Lotto überhaupt gesagt ist. Zwar ist dein Militär zahlreich, weil es die Eifersucht der europäischen Fürsten so haben will, und das berühmte Gleichgewicht in Europa es erfordert, die Sicherheit der Unterthanen mit ihren äußersten Kräften zu erkaufen: aber dennoch hat man sich nicht mit Grunde darüber zu beschweren, daß daßelbe deinen einzelnen Unterthanen zur Last falle. — Deine Geistlichkeit war wie Sand am Ufer des Meeres; du hast sie aber zu vermindern gewußt, und wirst es noch ferner zu machen wißen, daß die Beschwerde von ihr nicht größer werde, als der Nuzen, den sie stiftet. Deine Justizpflege ist merklich verbeßert worden, und sie wird es unfehlbar auch noch ferner werden, beson-

sonders wenn der Höchste die Tage deines Monarchen verlängert. Aber, noch ist ein Flecken in deiner Zeitgeschichte! Das Lotto, das aus so vielen Ländern verbannte, und in vielen niemals aufgenommene Lotto frißt das Vermögen deiner Unterthanen auf, verderbt ihre Sittlichkeit, und bereichert höchstens einige ungebetene Gäste vom Ausland. — Laße ihn fahren den blutigen Gewinst, den es dir einbringt; verachte ein Einkommen, das dich nicht reicher, deine Bewohner aber dürftig und verächtlich macht. Verlange nicht blos, daß andere uneigennüzig seyn, sondern lege nun eine Probe ab, daß auch du es seyn kanst. Verbanne das Lotto aus deinen Staaten, die das Füllhorn der Natur bereicherte, ohne erkünstelte Hilfsmittel zu bedürfen. Füge zu den vielen Proben der wahren Sorgfalt für das Wohl deiner Länder auch noch den Ruhm, dieser lernäischen Schlange, die aus so vielen Schlünden Verderben über Deutschland ausspräht, eine tödtliche Wunde versezt zu haben. Verbanne das Lotto, und der Dank deiner Völker wird unendlich seyn!

Anhang.

I.

Große Unwahrscheinlichkeit den Lotti̇sten etwas abzugewinnen.

Mathematisch vorgestellt.

In 90 Zahlen sind enthalten

a) 18 mögliche Fehler auf das unbestimmte Spiel.

b) 90 mögliche Fehler auf das bestimmte Spiel.

c) 4005 mögliche Fehler oder einzelne Ambeneinsäze.

d) 117480 mögliche Fehler oder einzelne Terneneinsäze

e) 2,555,190 mögliche Fehler oder einzelne Quaterneinsäze.

Beweis.

Beweis.

1. Da bei jeder Ziehung fünf Zahlen aus dem Glüksrade gezogen werden: so beträgt der fünfte Theil von 90 Zahlen — 18 mögliche Fehler.

2. Da neunzig Zahlen auf bestimmte Auszüge spielen: so sind folglich auch neunzig Fehler möglich.

3. Da zwei Zahlen eine Ambe
drei Zahlen eine Terne, und
vier Zahlen eine Quaterne aus-
machen; so müßen
90 Zahlen mit
89 multiplizirt werden.
8010 macht

8010 — dividirt mit 2, macht
4005 mögliche einzelne Ambe-Einsäze.

Nun

Nun wieder mit 88 multiplicirt:

4005	
88	macht
32040	
32040	
352440	dividirt mit 3, macht
117480	mögliche einzelne Ternen-Einsäze.

Nun wieder mit 87 multiplicirt:

17480	
87	
822360	
939840	
10,220,760	dividirt mit 4, macht
2,555,190	mögliche einzelne Quatern-Einsäze.

Die Probe dieser Rechnung kann auch mit 10 Zahlen nach eben dieser Methode gemacht werden. — Man multiplicire nämlich

10	mit
9	
90	und dividire mit 2, gibt
45	mögliche einzelne Amben-Einsäze.

Diese

Diese 45 mögliche einzelne Ambeneinsäze mit 8 multiplizirt, gibt 360, dividirt mit 3, gibt 120 mögliche einzelne Ternen-Einsäze. Diese 120 mögliche Terneneinsäze mit 7 multiplizirt, macht 840, dividirt mit 4, bleibt die Summe von 120 möglichen einzelnen Quatern-Einsäzen.

Folgerung.

Hieraus ergiebt sich also:

a) Daß sich die Wahrscheinlichkeit eine Ambe zu gewinnen, zu der Möglichkeit zu fehlen, wie die Zahl 1 zu 400 1/2 verhält.

b) Daß die Wahrscheinlichkeit eine Terne zu gewinnen, zu der Möglichkeit zu fehlen, sich wie die Zahl 1 zu 11748 verhält.

c) Daß sich endlich die Wahrscheinlichkeit eine Quatern zu errathen, zu der Möglichkeit zu fehlen, wie die Zahl 1 zu 511,038 verhält.

Beweis dieser Folgerung.

Nach obiger Berechnung spielen bei jeder Ziehung 4005 mögliche einzelne Amben in 90 Zahlen. Es geben aber die Lotterien in fünf gezogenen Zahlen nur **zehen** einzelne Amben-Gewinste. — Es beträgt also der zehente Theil der 4005 möglichen einzelnen Amben 400 1/2: folglich kommen gegen **einen** Amben-Gewinst 400 1/2 Fehler zu stehen. Der Spieler muß also so viel Glük haben, um eine **Ambe Sekko** zu errathen, wie sich die Zahl 1 zu 400 1/2 verhält.

Bei jeder Ziehung spielen 117480 mögliche einzelne Ternen in 90 Zahlen. Es geben aber die Lotterien in fünf gezogenen Zahlen nur **zehen** einzelne Ternen Gewinste. Es beträgt also der zehente Theil der 117480 möglichen einzelnen Ternen 11748: folglich kommen gegen **einen** Ternen-Gewinst 11748 Fehler zu stehen. Der Spieler muß also soviel Glük haben, um eine **Terne Sekko** zu errathen, wie sich die Zahl 1 gegen 11748 verhält.

Bei

Bei jeder Ziehung spielen 2,555,190 mögliche einzelne Quaternen. Es geben aber die Lotterien in fünf gezogenen Zahlen nur fünf einzelne Quaternen-Gewinste. Es beträgt also der fünfte Theil der 2555190 möglichen einzelnen Quaternen 511038. Folglich kommen gegen einen Quaternen-Gewinst 511038, oder, man muß soviel Glük haben, eine Quaterne zu gewinnen, wie sich die Zahl 1 zu 511038 verhält.

II.

Berechnung des ungeheuren Rabbats, den die Lottisten ziehn.

Die Lottohalter nehmen einen Rabbat, der über alle gewöhnliche Prozente hinausgeht. — Denn

I. Man nimmt

1.) Auf bestimmte Auszüge 16 2/3 vom Hundert Rabbat, und nach Maas des Spiels noch mehr.

2.) Auf unbestimmte oder simple Auszüge 16 2/3 vom Hundert, und nach Maas des Spiels noch mehr.

3.) Auf

3.) Auf Ambo wenigstens 32 Prozent.
4.) Auf Terno wenigstens 54 Prozent.
5.) Auf Quaterno wenigstens 88 Prozent.

Beweis.

1.) Die bestimmte Auszüge geben 16 2/3 Rabbat, und nach Maas des Spiels noch mehr. Denn
a) Man bezahlt höchstens nur 75 Einsätze zum Gewinst.
b) Man zieht also von 90 spielenden Zahlen allemal 15 ab.
c) Also: 90 geben 15; was geben 100? Thut 16 2/3 vom Hundert Rabbat.
d) Belegt man aber nur wenige Zahlen: so wird man die meisten Male damit durchfallen.

2.) Auch die unbestimmten Auszüge geben 16 2/3 Prozent, und nach Maas des Spiels noch mehr.
a) Man bezahlt höchstens 15 Einsätze zum einfachen Auszug:
b) Also bezahlt man nur 75 Einsätze, wenn man auch alle fünf Auszüge errathen würde.

c.) Man

c) Man zieht also von 90 spielenden Zahlen 15 Säze ab.

d) Also: 90 geben 15; was geben 100? Thut 16 2/3 vom Hundert Rabbat.

e) Fällt man aber mit dem Spiel nur 3, 4, und 5mal durch, so wie es fast immer zu geschehen pflegt, so ist der Rabbat noch beträchtlicher.

3.) Das Ambenspiel giebt wenigstens 32 Prozent Rabbat:

Denn

a) 90 Zahlen enthalten 4005 mögliche Ambo Sekko, oder einzelne Ambensäze.

b) Es geben aber fünf gezogene Zahlen nicht mehr als zehen Amben Gewinste.

c) Jede Ambe wird aber nur höchstens mit 270 Einsäzen bezahlt.

d) Auf zehen Amben werden also nicht mehr als 2700 Einsäze bezahlt.

e) Man zieht also von 4005 möglichen Ambo Sekko 1305 Säze ab.

f.) Also:

f) Also: 4005 geben 1305 Säze Rabbat, was geben 100? —
Thut 32 158/267 Prozent.

4.) Das Ternospiel gibt wenigstens 54 Prozent Rabbat.

Denn

a) 90 Zahlen enthalten 117480 mögliche Terno Sekko, oder einzelne Ternsäze.

b) Es geben aber fünf gezogene Zahlen nicht mehr als zehen Ternen Gewinste.

c) Jeder Gewinst wird höchstens nur mit 5400, also 10 Gewinste mit 54000 Einsäzen bezahlt.

d) Man ziehe also von 117480 möglichen Ternen Sekko 63480 Säze ab.

e) Also 117480 geben 63480 Säze Rabbat: Was geben 100? —
Thut 54 34/919 Prozent Rabbat.

5.) Das Quaternspiel gibt 88 Prozent Rabbat.

Denn

a) 90 Zahlen enthalten 2555190 mög-
liche

liche Quaterne, oder einzelne Quaternsäze.

b) Es geben aber fünf gezogene Zahlen nicht mehr als fünf Quatern-Gewinste.

c) Jeder Gewinst wird aber gewöhnlich nur mit 60000 Einsäzen, also 5 Gewinste mit 300000 Einsäzen bezahlt.

d) Man zieht also von 2555190 möglichen Quatern-Einsäzen 2255190 Säze; folglich ungefähr 8/10 vom Ganzen ab.

e) Also 2555190 geben 2255190 Säze, Rabbat; was geben 100? —

Thut 88 $\frac{6}{2}\frac{9}{3}\frac{2}{3}\frac{2}{9}\frac{}{9}$ Prozent Rabbat.

II.) Durch diesen unmäßig großen Abzug der Einsäze werden nun die Spieler unverantwortlich vervortheilt:

Denn

1. Man solte gerade soviel Gewinst Einsäze zurükbezahlen, als viele Fehler gegen den Treffer zu spielen kommen: nämlich

a) 89 Säze auf den bestimmten Aus-

zug, weil 90 Zahlen im Spiele sind.

b) 18 Säze auf den einfachen Auszug, weil 5 mal 18 — 90 ausmacht.

c) 400 1/2 Säze auf den Amben Gewinst, weil gerade so viel Fehler gegen die Treffer zu stehen kommen: denn der zehente Theil von 4005 möglichen Amben ist 400 1/2.

d) 11748 Säze auf den Ternen Gewinst, weil gerade soviel Fehler gegen den Treffer zu stehen kommen: denn der zehente Theil von 117480 ist 11748

e) 511038 auf den Quaternen Gewinst, weil der fünfte Theil von 2555190 — 511038 ist.

2. Da man also weit unter der Proportion der Zahlen die Gewinste bezahlt: so ist begreiflich, warum kein Spieler gegen die Lotterien mit dem grösten Glük bestehen kann, und daß derselbe folglich nothwendiger Weise verlieren müße.

3. Es ist also dieses Spiel pro Ambo, Terno und Quaterno das arglistigste Gewerbe, das jemals existirt hat, und eine wahre Beutelschneiderei, weil man dem

Publikum

Publikum die große Gefahr nicht ehrlich vorhersagt, die damit verbunden ist; ja man sogar noch große Vortheile anpreißt: und da gewiß nicht der tausendste Theil des Publikums die geheime Vervortheilung dieses Spiels zu berechnen versteht; so ist es auch kein Wunder, daß daßelbe so lange hinter das Licht geführt wird.

III.

Probe von der Vervielfältigung der Amben und Ternen, in zehen Zahlen

1	2	3	1	5	9	2	4	10	3	5	8	4	7	10
1	2	4	1	5	10	2	5	6	3	5	9	4	8	9
1	2	5	1	6	7	2	5	7	3	5	10	4	8	10
1	2	6	1	6	8	2	5	8	3	6	7	4	9	10
1	2	7	1	6	9	2	5	9	3	6	8	5	6	7
1	2	8	1	6	10	2	5	10	3	6	9	5	6	8
1	2	9	1	7	8	2	6	7	3	6	10	5	6	9
1	2	10	1	7	9	2	6	8	3	7	8	5	6	10
1	3	4	1	7	10	2	6	9	3	7	9	5	7	8
1	3	5	1	8	9	2	6	10	3	7	10	5	7	9
1	3	6	1	8	10	2	7	8	3	8	9	5	7	10
1	3	7	1	9	10	2	7	9	3	8	10	5	8	9
1	3	8	2	3	4	2	7	10	3	9	10	5	8	10
1	3	9	2	3	5	2	8	9	4	5	6	5	9	10
1	3	10	2	3	6	2	8	10	4	5	7	6	7	8
1	4	5	2	3	7	2	9	10	4	5	8	6	7	9
1	4	6	2	3	8	3	4	5	4	5	9	6	7	10
1	4	7	2	3	9	3	4	6	4	5	10	6	8	9
1	4	8	2	3	10	3	4	7	4	6	7	6	8	10
1	4	9	2	4	5	3	4	8	4	6	8	6	9	10
1	4	10	2	4	6	3	4	9	4	6	9	7	8	9
1	5	6	2	4	7	3	4	10	4	6	10	7	8	10
1	5	7	2	4	8	3	5	6	4	7	8	7	9	10
1	5	8	2	4	9	3	5	7	4	7	9	8	9	10

Der Anwachs dieser Vervielfältigung läßt sich aus der folgenden Darstellung ersehen.

IIII.

IIII.

Wie viel machen 90 Zahlen Amben und Ternen?

Nro.	Amb.	Tern.	Nro.	Amb.	Tern.
2	1	„	26	325	2600
3	3	1	27	351	2925
4	6	4	28	378	3276
5	10	10	29	406	3654
6	15	20	30	435	4060
7	21	35	31	465	4495
8	28	56	32	496	4960
9	36	84	33	528	5456
10	45	120	34	561	5984
11	55	165	35	595	6545
12	66	220	36	630	7140
13	78	286	37	666	7770
14	91	364	38	703	8436
15	105	455	39	741	9139
16	120	560	40	780	9880
17	136	680	41	820	10660
18	153	816	42	861	11490
19	171	969	43	903	12341
20	190	1140	44	946	13244
21	210	1330	45	990	14190
22	231	1540	46	1035	15180
23	253	1771	47	1081	16215
24	276	2024	48	1128	17296
25	300	2300	49	1176	18424

Nro.	Amb.	Ter.	Nro.	Amb.	Tern.
50	1225	19600	71	2485	57155
51	1275	20825	72	2556	59640
52	1326	22100	73	2628	62196
53	1378	23426	74	2701	64824
54	1431	24804	75	2775	67525
55	1485	26235	76	2850	70300
56	1540	27720	77	2926	73150
57	1596	29260	78	3003	76076
58	1653	30856	79	3081	79079
59	1711	32509	80	3160	82160
60	1770	34220	81	3240	85320
61	1830	35990	82	3321	88560
62	1891	37820	83	3403	91881
63	1953	39711	84	3486	95284
64	2016	41664	85	3570	98770
65	2080	43680	86	3655	102340
66	2145	45760	87	3741	105995
67	2211	47905	88	3828	109736
68	2278	50116	89	3916	113564
69	2346	52394	90	4005	117480
70	2415	54740			

V.

Vorschläge eines Ungenannten zur Vermeidung der Schädlichkeit des Lottos.

Mit Anmerkungen.

1. Der Ertrag des Lottos muß ganz den milden Stiftungen gewidmet werden.

   Dieß hieße Bettler machen, um andre Bettler vom Hunger zu retten.

2. Damit der Verlust des Publikums nicht zu groß werde, muß man die Lottisten anhalten, statt fünf Zahlen jedesmal sechse ausheben zu lassen, weil darin 15 Amben und 20 Ternen steken.

   Mit andern Worten: Man muß das Gift verzukern, daß man es lieber trinke.

3. Man muß es den Lottohaltern zur Bedingung machen, für die Ambe 350, für die Terne aber 9600 zu bezahlen.

Dieß

Dieß wäre eben so viel, als ob man den Weg in ein ödes Land, von räuberischen Nomaden bewohnt, pflastern wolte.

4. Man soll es nicht erlauben, daß irgend eine Zahl gesperret werde.

In der That die billigste Einschränkung! Ob aber der davon zu erwartende Nuzen auch den Schaden aufwiege? Eine eben so billige Frage.

5. Die eingesezte Summen sollen jedesmal, wie die Gewinste, offentlich bekannt gemacht werden, damit das Publikum seinen Schaden einsehen lerne.

Heute an mir, morgen an dir, so dächte der Verlierende, und wiederholte seine Einsäze. Die Lokung wirkt stärker, als jede Warnung.

6. Man soll es nicht zugeben, daß Traumbüchlein und andere thörichte Berechnungen verkauft werden.

Besser

Besser gesagt, man soll die kleinen Thorheiten verbieten, und die gefährlichere bestehn lassen. Welch ein Widerspruch!

7. Man solle dem Volk deutliche Tabellen in die Hände geben, um seine Hoffnung zu gewinnen mit der Gefahr zu verlieren vergleichen zu können.

Also: Man muß die ungewiße Wirkung dieser Belehrung dem gewissen Schaden vorziehen!

8. Nur diejenige sollen die Erlaubnis bekommen, ihr Glück im Lotto zu versuchen, welche ein bestimmtes Vermögen ausweisen können.

Ist das Lotto im Ganzen vortheilhaft, so muß der Weg darzu Jedermann offen bleiben; ist es aber schädlich, so wäre es lächerlich, Erlaubniszettel zu geben, um sich einer augenscheinlichen Gefahr aussezen zu dörfen: der möglichen Unterschleife gar nicht zu gedenken!

9. Man soll höchstens alle Monat eine Ziehung vor sich gehen lassen.

Gleichviel, ob ich mein Geld in zwölf, achtzehn oder vierundzwanzig Ziehungen verliere.

10. Lottofreunde, deren Vermögen in den Gant kommt, müßen als vorsäzliche Betrüger gestraft werden.

Kann denn der Landesherr einen Fehler bestrafen, den er mit Privilegien billigt?

Nach allen diesen Betrachtungen kommt man immer dahin wieder zurück, daß der Schaden, den das Lotto stiftet, ohne seine gänzliche Ausrottung schlechterdings nicht vermieden werden könne.

VI.

VI.

Gutachten der Bairischen Akademie der Wißenschaften vom Jahr 1766, an den Kurfürst Maximilian.

Ueber die Schädlichkeit des Zahlen-Lottos.

1. Alle Glüksspiele sind dem gemeinen Wesen schädlich, weil sie träge, lüderliche und betrügerische Leute machen, oder zu diesen Lastern wenigstens nahen Anlaß geben.

2. Das Pharao-Spiel richtet höchstens Leute zu Grund, die außer dem Gewerbsstande leben; das Lotto aber sauget das allerbeste Mark des Staatskörpers an sich, indem es gleichsam den Saft aus den Eingeweiden des gemeinen gewerbigen Volks herauszieht.

3 Die Glüksspiele sind schon darum verwerflich, weil sie die Begierden nach Reichthum reizen, ohne durch Mühe und Arbeit darzu

gelangen zu wollen: das Lottospiel ist unter allen Glüksspielen das anlokendste, und für das gemeine Volk desto schädlicher.

4. Eine der schädlichsten Folgen des Lottospiels ist, daß brauchbare Bürger des gemeinen Wesens zu unnüzen Gliedern der Republik werden. Denn, gewint Einer, so ist es für ihn und andere ein Unglük: für ihn, weil er nun das Lotto wie ein Gewerbe treibt, für andre, weil sie durch sein scheinbares Glük zu gleichem Gewerbe verführt werden.

5. Aehnliche Folgen hat der Verlust. Man will sein Glük zwingen, versucht allerhand Wege, und wird unvermerkt von einem erbaren Erwerb zu allerhand Niederträchtigkeiten verleitet.

5. Das Lotto beschäftigt allerhand Müßiggänger, die dem Staat auf andre Art nüzlich werden könnten.

7. Das Lotto giebt zu vielfältigem Aberglauben Anlaß, indem die gewinsüchtige Spie-

ler

ler ihr künftiges Verhängnis durch allerhand Wahrsagereien, Traumauslegungen, und geheimnisvolle Rechnungen erforschen wollen, die in den Augen des Allerhöchsten ein Gräuel sind.

8. Ein Lottoprivilegium kan also nach dem göttlichen und natürlichen Recht nicht bestehn, weil es der gemeinen Wohlfahrt, welches das höchste und heiligste Gesez ist, im Wege steht.

VII.

Hamburgisches Mandat gegen das Lotto.

Da die Erfahrung lehret, daß noch immer viele hiesige Einwohner, statt sich durch Fleiß und Arbeit Nahrung und Wohlstand zu verschaffen, von dem Reiz eines ansehnlichen, wenn gleich äußerst unwahrscheinlichen Gewins, geblendet, und durch die allenthalben

halben eröffnete Gelegenheit, ihre Einsäze zu auswärtigen Zahlenlotterien anzubringen, verführt, alles, was sie aufbringen, nach und nach dem Lotto-Spiel aufopfern, und sich mit den Ihrigen in die tiefste Armut stürzen; daß noch immer Unmündige und Dienstboten sich dadurch zu Veruntreuungen und Verführungen mancher Art verleiten laßen; und daß selbst Leute, denen man mehr Kenntnis und Ueberlegung zutrauen solte, sogar ansehnliche Summen darinn verspielen, wodurch sie sich nicht allein selbst ins Verderben, und ihre Glaubiger um das Ihrige bringen, sondern auch den Credit dieser guten Stadt untergraben: so halten Wir Burgermeister und Rath der kaiserl. freien Reichsstadt Hamburg, kraft tragenden obrigkeitlichen Amts, Uns nach Pflicht und Gewißen verbunden, diesem Unwesen durch folgende Verordnung zu steuern:

1. Zuvörderst verbieten Wir hiemit überhaupt alles weitere Kolligiren für Zahlen-Lotterien in dieser Stadt und deren Gebiete, dergestalt, daß von heut über vier Wochen an alle bisherige Lotto-Komtoirs zu schließen;

die

die ausgehängten Schilde und Nummernbreter einzuziehen, auch niemand weiter zu irgend einer Zahlen = Lotterie Einsäze annehme, Numern oder Schilde aushänge, Billete, Plane, Ziehungslisten, Lottokalender, Avertissements und dergleichen austheile, vielweniger damit hausire oder ein Gewerb treibe, noch irgend Jemanden darzu verführe, bei 50 Reichsthl. mit jedem Uebertretungsfall zu verdoppelnder, und sofort außergerichtlich beizutreibender Geld= oder, in deßen Ermanglung, Gefängnisstrafe und Konfiskation der empfangenen Einsäze. Einer gleichen Strafe sollen auch die Buchdruker und Zeitungsverleger unterworfen seyn, welche sich nach vorgedachter Zeit mit Verbreitung der Avertissements oder Anempfehlungen von Zahlen = Loterien befaßen.

2. In eben diese Geld = oder Gefängnisstrafe sollen auch diejenige verfallen seyn, welche nach oberwähnter Zeit ihre Häuser, Zimmer, Wohnungen oder Buden zu Lotto = Kollekten wißentlich vermiethen oder hingeben; ingleichem alle Gastwirthe, Schenken und Krüger, welche dergleichen Betrieb unter ihren

Gästen

Gästen verstatten, oder gar darzu behiflich sind; nicht weniger diejenigen, welche selbst Glüksräder halten, oder Wetten auf Zahlenlotterien anstellen.

3. Auch sollen nach obgedachter Zeit keine Klagen in Lottosachen und daraus herrührenden Forderungen weder gerichtlich noch außergerichtlich verstattet werden.

4. Wir ermanen und warnen zugleich alle dieser Stadt Bürger, Einwohner und Unterthanen, so lieb ihnen ihre Ehr und zeitliche Wolfarth ist, sich des verderblichen Lotto-Spiels nicht allein selbst gänzlich zu enthalten, sondern solches auch bei ihren Untergebenen, Kindern, Pflegekindern, Haußgenoßen und Gesinde auf keine Weise zu dulden. Und um dieser Ermanung desto mehrern Nachdruk zu geben, verordnen Wir a. daß keiner, von dem es bekannt, daß er nach der Publikation in Zahlen-Lotterien gespielt habe, zu Mäkler-Stadt- und andern Diensten gelaßen werden solle. b. daß alle in Stadtdiensten stehende, oder bei öffentlichen

lichen Stadtarbeiten angesezte, imgleichen alle bei Kirchen oder andern Armen-Anstalten eingeschriebene Personen, wenn sie des Lottospiels überführt werden, nach befinden suspendirt, kaßirt, und ihre Namen aus der Armen-Listen getilgt werden sollen. c. Daß alle Herrschaften das Recht haben sollen, ihre künftig in Zahlenlotterien spielende Bediente, auch außer den gewöhnlichen Entlaßungszeiten, und ohne vorgängige Loskündigung, aus ihren Diensten zu entfernen, der bis dahin verdienten Lohn des lezten halben Jahrs aber an die Armen-Ordnung verfallen seyn solle. d. Daß alle künftige Falliten, denen man es beweisen kann, daß sie in Zahlen-Lotterien gespielt, als boshafte Falliten angesehen und bestraft werden sollen.

5.) Da wir auch bemerkt haben, daß das Schachern und Hausiren mit Zetteln zu auswärtigen Klaßen-Lotterien, der mehrmals dawider gegangenen Mandate ungeachtet, besonders von herumlaufenden Juden noch immerfort getrieben werden; ingleichem, daß mit den sogenannten Kauf- und Hauerlosen für

fremde Lotterien zu möglichst kleinen Preisen, ein schnöder Misbrauch eingerißen sei, woraus in der Folge nichts als Unordnung und Verrükung armer und unkundiger Leute entstehen kann: so werden auch dergleichen, an sich schon unerlaubte, Gewerbe, nach den Umständen, zu schärfender Strafe hiemit alles Ernstes verboten.

Gegeben in unserer Rathsversammlung, den 12ten Sept. 1785.

Nachschrift.

Damit der Leser nicht etwa glauben möge, der Verfaßer der reinen Wahrheiten habe sich unter diesem vielversprechenden Titel nur auf das Lotto allein eingeschränkt, da doch der freimüthige Schriftsteller des Stoffs so viel vor sich hat, verkannten Dingen ihren wahren Namen zu geben; so dienet demselben einstweilen soviel zur Nachricht: — Die Materialien zu noch ungefehr zwölf solcher Bogen sind bereits in der Handschrift fertig, und des Druks vielleicht auch nicht unwürdig. Man war Anfangs geneigt, alles auf einmal erscheinen zu lassen: da aber die Betrachtungen über das Lotto unter der Feder größer wurden, als auf die für diese Artikel bestimmte Blätterzahl zusammengedrängt werden zu können, und man ferner diesseits viel zu bescheiden ist, als verlangen zu wollen, der Leser solle nur für einen

Mann geöffnete Ohren haben; wozu noch der von dem Verleger in Bewegung gebrachte Umstand kommt, daß das Publikum in unsern Tagen, wo so Viele zur Verbreitung der Aufklärung ihr Scherflein beitragen, kleinen Werkchen mehr, als schwerfälligen Alphabethen gewogen sei: so hat man sich aus diesen und noch andern Gründen bewogen gefunden, mit der Herausgabe der zweiten Hälfte der reinen Wahrheit noch einige Zeit zu warten, und sie ungefehr erst bis auf die diesjährige Michaelis-Messe folgen zu lassen, wenn sonst die günstige Aufnahme dieses ersten Stüks als ein beförderlicher Wink zur Erscheinung des folgenden angesehn werden kann.

Bis dahin Gott befohlen!

56072.